

Liebe ohne Zensur

Eine Erzählung von Sanela Tadić • im Juli 2021

„Man kann Vieles im Leben meistern, indem man darüber schreibt.“

– Ernest Hemingway (1899 – 1961)

Wir sprachen über Liebe. Diese Frau und ich. Damals am Telefon. Sie hatte sich meine Nummer erschlichen. Bei einer Freundin von mir, deren Namen sie mir nicht verraten wollte. Wir hatten uns an einer Geburtstagsparty kennengelernt. Ich war nicht überrascht, als sie mich anrief, und doch war es unerwartet. Sie war grösser als ich, brünett, langhaarig, sehr schlank und sportlich extrem aktiv, wie sie mir an der Party erzählt hatte. Sport war etwas, mit dem sie gleich auftrumpfen wollte. Ich hatte den Eindruck, dass ihr Körperbewusstsein stark ausgeprägt war, dass sie jemand war, bei dem es sich hauptsächlich um den Körper dreht. Ihre Erscheinung war charismatisch und attraktiv. Sie hatte diese laute, unterhaltsame Art, mit der sie schnell in den Mittelpunkt rückte. Man hörte sie oft lachen und sie redete ständig. Ihre Hände waren dabei immer in Bewegung. Alles an ihr erschien mir *aktiv*. Das war das Wort, an das ich bei ihr denken musste. Keine Zeit verlieren, was tun, was erleben! So jemand war sie. Es sollte immer was los sein. Action! Solche Menschen sind auf Partys sehr beliebt. Sie mochte mich, und ich mochte sie auch, dachte aber, dass sie mir über einen Partyabend hinaus bestimmt zu viel wäre. Eine Frau, in deren Gegenwart man sich nie wirklich erholen kann.

»Fand Dich neulich interessant«, sagte sie, nachdem wir eine Weile telefoniert hatten. »Waren gute und witzige Gespräche, hast 'ne charmante Art, warst aber dann schnell weg, dass ich Dich gar nicht nach Deiner Nummer fragen konnte.«

»Ja, bin mit Freunden heimgefahren. Die Leute an der Party kannte ich gar nicht, und hab mich dort auch nicht so wohlfühlt«, sagte ich.

»Mich hat die Party auch nicht vom Hocker gerissen, aber dann...« Sie schien zu grinsen.

»Aha.«

»Ich wurde aber vor Dir gewarnt!« rief sie aus.

»Wieso das? Bin doch völlig harmlos.«

»Kompliziert seist Du bei sowas!«

»Bei sowas?«

»Bei Dates«, sagte sie und schwieg bedeutsam.

»So, so. Kompliziert. Was hat man Dir noch gesagt?«

»Uiiii... *viel Glück!* Das hat man mir gesagt!« Sie lachte. »Die Person hat dabei so grosse, erschrockene Augen gemacht. Du weisst schon.«

»Und Du rufst trotzdem an?«

»Ich mag Herausforderungen. Find ich sexy!« Wieder lachte sie.

»Aha.«

»Da wir schon dabei sind, ich mag Deine Stimme. Wie jemand klingt, ist schon wichtig, finde ich. Auch für den *Dirty Talk*.« Sie zog das Schmutz-Wort unnötig in die Länge.

»Ach ja? Sind wir schon so weit?«

»Weiss nicht, sind wir?« Und wieder lachte sie. Ich schwieg eisern.

»An dieser Party dachte ich, dass ich Dich jetzt am liebsten mit in mein Auto nehmen und es hemmungslos mit Dir treiben will!« sagte sie. Jetzt musste ich lachen.

»Wo wär' denn Dein Auto gestanden?«

»Auf 'nem einsamen Parkplatz, oder so. Hab's mir ja nur vorgestellt.«

»Ja, die Gedanken sind frei.«

»Yep. Und wärst Du mitgegangen? In mein Auto?«

»Ich hab schon an Dir gemerkt, dass Du *anderweitig aktiv werden* wolltest.«

»Und Du hast dann woran genau gedacht?«

»Dass Du das mit mir vergessen kannst.« Ich lachte wieder.

»Boah! Echt jetzt? Weil nicht Dein Typ, oder was?«

»Ich hab keinen Typ.«

»Okay. Na umso besser.«

»Bin altmodisch, brauch erst eine Verbindung.«

»Versteh schon. Mit einer langen Leitung!« sagte sie und kicherte.

»Lange, aber beständige Leitung!« konterte ich.

»Klingt nach Softie.«

»Und das ist nicht gut?«

»Doch, aber für Softies braucht man Geduld.«

»Tja... wir hüpfen eben nicht gleich zu jedem ins Auto!« sagte ich.

»Das tue ich auch nicht.«

Wir schwiegen eine Weile. Ein gewisser Ernst war entstanden. Mir fiel auf, dass sie mir lauter Komplimente gab, ich aber keins für sie finden wollte. Der Grund dafür war absurd: weil sie sich für mich interessierte.

»Wo bist Du gerade?« fragte sie.

»Zuhause auf dem Sofa. Warum?«

»Na, ich will mir Dich jetzt vorstellen. Was hast Du an?«

»Homewear. Nichts Besonderes.« Ich schmunzelte vor mich hin.

»Okay, machen wir doch ein Experiment!« rief sie aus. »Ich mag es offen und geradeheraus. Fangen wir doch gleich mit dem Dirty Talk an. Kommen wir gleich zur Sache! Dann wissen wir beide, woran wir sind.«

»Also, gleich beim ersten Telefonat? Interessant«, sagte ich und lachte.

»Aber ja! Der Dirty Talk verrät viel über einen, wie man so tickt. Nicht nur sexuell, ganz generell in der Liebe.«

»Naja, Sprechen ist aber nicht immer dasselbe wie Machen!«

»Ja schon, aber es geht ja ums *Potenzial*, weißt Du?«

»Aha, okay.«

»Also, ich erzähle Dir jetzt mal, was ich mit Dir auf Deinem Sofa anstellen würde, und dann bist Du dran, okay?« Ich zögerte.

»Dann bin ich mal gespannt«, sagte ich.

Ihr Dirty Talk kam unverblümt und spontan. Er war schnell, ohne Sprechpausen an den richtigen Stellen, um es sich vorstellen zu können. Sie lachte dazwischen immer wieder und kommentierte gleich selbst, was sie erzählte. Auch mit der Logik nahm sie es nicht immer so genau. Ihr Tempo war auf eine Weise beschleunigt, dass alles in allem irgendwie plump, nur vulgär, aber doch irgendwie witzig klang und unterhaltsam. Es war alles amüsant, aber nicht bedeutend. Sie war clever genug, um zu wissen, welche Knöpfe gedrückt werden sollten, doch sie drückte sie alle auf einmal.

»Und? Wie war ich?« fragte sie. Ich konnte ihr freches Grinsen vor mir sehen.

»Ich hab schon den Hexenschuss gespürt!«

»Haha! Dann brauchst Du Training!«

»Meinst Du?«

»Unbedingt!«

Ich machte ihr dann auch endlich ein Kompliment: dass sie witzig, unterhaltsam und clever ist, aber dass ihr Timing etwas besser sein könnte. Nur um sie ein bisschen zu ärgern.

»Ah, okay... und wie würdest Du es machen?« fragte sie.

»Ich?«

»Ja, Du!« Sie lachte.

»Oh Shit! Ich bin ja jetzt dran...«

Diese Frau war auch zuhause auf ihrem Sofa, wo ich verbal mit ihr schlafen sollte, nachdem ich sie erst einmal gesehen hatte. Sie beschrieb mir, was sie gerade anhatte, ohne dass ich sie danach fragte. Mir war klar, dass ich jetzt nicht kneifen konnte. Es waren ja bloss Worte, dachte ich. Sprechen ist das eine, Machen das andere. Ich bin hier und sie ist dort. Nichts konnte schiefgehen, ausser dass ich mich blamierte. Auch vor mir selbst. Da war aber noch so ein Gefühl in mir, dass dieses Experiment zu was gut sein sollte, dass ich das jetzt hinkriegen müsste. Ich zögerte lange, konnte mich noch nicht so plötzlich drauf einlassen. Mein Kopf wurde ganz heiss, eine Art Lampenfieber. Ich war ziemlich aufgeregt, liess es mir aber nicht anmerken. Am Telefon ist sowas leichter.

»Soll ich später wieder anrufen, wenn Dir was eingefallen ist?« fragte sie frech.

»Moment noch... muss mich da erst reinleben!«

»Rein... was? Haha! Ich kann nicht mehr!« Sie konnte wirklich nicht mehr aufhören zu lachen.

»Bitte jetzt keine Kommentare mehr, ja! Sonst geht das nicht!«

»Okay, okay...« Sie lachte und kicherte noch einige Male. Ich wartete, bis sie still wurde, dann nahm ich einen tiefen Atemzug und schloss meine Augen, bis ich einen inneren Film vor mir sah, den ich sehen wollte. Dann begann ich einfach zu sprechen. Die ganze Zeit über hörte ich nichts von ihr. Sie lachte nicht und sie kommentierte nichts. Sie blieb einfach still, was nicht zu ihr passte. Mein Dirty Talk dauerte um einiges länger. Ich liess mir Zeit für alles, was in meinem inneren Film vor sich ging. Für alle Details. Zu viele vielleicht. Ich beschrieb jede zärtliche Geste, jeden Ausdruck im Gesicht und jede leidenschaftliche Berührung, jeden sinnlichen Kuss und jeden unkontrollierten Laut. Alle Regungen der Liebe und der Lust. Ich sprach, wie ich immer spreche, und mit einem gewissen Ernst, als würde ich eine normale Geschichte erzählen, mit einer Eröffnung, die Interesse wecken sollte, mit einer unerwarteten Wendung und einem Höhepunkt, dem ersehnten Finale. So war es leichter, mit einem inneren Skript. Ich war fertig. Sie schwieg.

»Bist Du noch da?« fragte ich.

»Ja, ja!« gab sie knapp zurück.

»So schlimm?« Ich lachte. Sie nicht.

»Kann ich Dich später wieder anrufen?« Ich hörte jetzt heraus, dass sie grinste.

»Wieso? Was ist denn?«

»Ich muss schnell was tun.« Ich überlegte kurz, als es mir dann endlich dämmerte. Lange Leitung.

»Ach so! Ja, okay...« Sie kriegte sich vor Lachen fast nicht mehr ein.

»Also Du, bis gleich!« sagte sie dann und legte auf.

Vor mich hin schmunzelnd ging ich in die Küche und holte meine Lieblingschips aus dem Schrank. *Sie macht es sich also gerade*, dachte ich, während ich meine Hand in die Chips-Tüte steckte. So leicht war das, so mächtig eine blosser Fantasie, in der jeder perfekt sein kann, in der zwei Menschen diese unbändige Lust aufeinander haben und immer die richtigen Knöpfe drücken. Zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Die Realität ist das nicht, jedenfalls nicht auf Dauer. In der Realität ist Lust nicht immer Liebe, und Liebe hat nicht immer Lust. Ich war mir nicht sicher, ob diese körperbewusste Frau, die ein Potenzial in mir suchte, mir bei diesem Satz zustimmen würde.

Ich stellte sie mir vor, wie sie jetzt schnell was tun musste, und ich lachte, doch dann schlich sich ein Schuldgefühl bei mir ein. Ich wurde ernst. Diese Frau am Telefon hatte ja keine Ahnung, dass ich bei meiner erotischen Geschichte, die ich ihr erzählte, nicht mal eine Sekunde an sie gedacht hatte, dass ich dabei an eine ganz andere Frau dachte. Sie war der Grund, warum ich mich auf dieses Experiment einliess. Sie war es, die ich mir am Telefon vorstellte. Eine Frau, die jetzt wahrscheinlich gar nicht mehr weiss, dass ich existiere, und dass in diesem Augenblick irgendeine Frau auf der Welt ihretwegen *kommen* wird.

»Sooooo!« rief sie nach einer Weile wieder am Telefon.

»Jetzt hast Du's Dir aber auch gemacht, oder?«

»Nö, futtere scharfe Chips«, antwortete ich, während es in meinem Mund knusperte.

»Du verarschst mich jetzt?« rief sie, »mampft Chips! Du machst mich fertig!«

»Ist doch auch ein tolles Gefühl, einfach nur sinnlich zu sein, ohne gleich was zu tun«, sagte ich.

»Tolles Gefühl? Also, da dreh ich durch!«

»Tja, ich hab mich im Griff«, prahlte ich.

»Hm... ich sehe irgendwie nicht ein, wozu das gut sein soll?!« Ich wurde still. Bei mir dämmerte wieder was, und wir mussten beide lachen.

»Darf ich mal zum Essen kommen?« fragte sie, offen und geradeheraus wie sie war.

»Klar. Komm vorbei, wenn es Dir mal passt.« Das ging mir überraschend leichtfertig über die Lippen, weil ich mir wieder sagte, dass ich jetzt nicht einfach kneifen durfte, und weil ich sicher wusste: *Ich* hab mich im Griff.

In meine Wohnung trat sie so selbstverständlich ein, als würde sie bei mir täglich ein und ausgehen. Mir kam es so vor, und es störte mich ein bisschen. Sie trug ihre braunen Haare offen. An der Party waren sie zusammengebunden. Sie wirkte jetzt anders. Vielleicht auch, weil sie nicht von vielen Leuten umgeben war. Ich konnte sie besser wahrnehmen. Wir begrüßten uns mit einer kurzen Umarmung und den üblichen drei Küsschen. Sie legte ihren schwarzen Mantel und ihren braunen Schal an der Garderobe ab. Dann zog sie ihre Stiefel aus, die zu ihrer anthrazit-farbenen Tasche passten. Sie tat das sehr schnell, als hätte sie es eilig, was mich auch etwas störte. Ihre schwarze Bluse war tailliert und fiel lässig über ihre hellblauen Jeans. Ihr Parfüm duftete angenehm. Sie hatte sich weder dezent noch zu stark geschminkt. Gut sah sie aus und so schien sie sich auch zu fühlen: gutaussehend, was dasselbe bedeutete wie: ich wäre es wert. So jemand war sie, der von aussen nach innen lebt. Eine Eigenschaft unseres Zeitgeistes. »Du siehst gut aus«, sagte ich ihr. »Du aber auch«, erwiderte sie. Sie drückte mir eine Geschenktüte voll mit scharfen Chips in die Hand, was ich ganz witzig fand. Wir lachten. Ich hatte mir keine Mühe gegeben und trug ein einfaches, beige-braun-gestreiftes Shirt und eine dunkelblaue Sweathose. Kleidung, die ich für gewöhnlich zuhause trage, in der ich mich wohlfühle.

Der Abend verlief überraschend gut. Er war so einer, wie man ihn gern wiederholt. Wir lachten oft und hatten auch ein paar tiefere Gespräche. Mit leckerem Essen und gutem Wein. Eigentlich eins dieser typischen Dinner unter Freunden. Zeitweise war es mir gar nicht mehr bewusst, warum sie da war. Wenn es mir wieder einfiel, wunderte ich mich, dass ich sowas vergessen konnte. Und es fiel mir immer dann wieder ein, wenn sie ihre Haare häufiger von der einen zur anderen Seite warf, während sie mir zuhörte. Clever ging sie vor. Mit diesem Blick, der länger wahrte und tiefer sein wollte, der sich gleichzeitig wie in einem imaginären Spiegel selbst betrachtete. Sie wollte gefallen. Es gelang ihr, aber nicht so sehr, dass ich ihr gefallen wollte.

»Und was machen wir noch?« fragte sie, als es schon spät war. Sie nippte frech an ihrem Weinglas.

Ich war ganz ruhig und entspannt. Ganz ohne Aufregung. Mein Herz schlug nicht schneller. Da war keine unaufhaltsame Kraft, die mich zu ihr hinzog. Ich wollte sie nicht in und auswendig kennen wie mich selbst. Kein Ausnahmezustand, wie sie ihn Verliebte erleben. Da war nichts Unaufhaltsames in mir, obwohl mir mehr als klar war, dass ich mich nicht zurückhalten sollte.

Es fühlte sich alles viel zu leicht an, und ich wünschte mir in diesem Moment, sie wäre wirklich nur als gute Freundin gekommen.

»Wir nehmen jetzt noch einen Kaffee?« antwortete ich und lachte frech zurück.

»Dass Du so beherrscht bist, macht mich irgendwie total an.« Ich sah sie schweigend an und trank aus meinem Glas. Sie blinzelte, rückte den Stuhl etwas zurück und schlug ihre Beine übereinander. »Und Dein Blick macht mich fertig!« sagte sie. Ihre Hände stützte sie seitlich auf dem Stuhl ab. Jetzt konnte ich ihren ganzen Körper sehen, ganz wie sie es wollte.

»Was ist mit meinem Blick?« fragte ich, erahnte aber schon den Sinn ihrer Antwort. Ich stand auf und ging zur Kaffeemaschine.

»Na, der verspricht, was er nicht hält!« Dass sie clever war, hab ich schon gesagt.

»Du hattest zu viel Wein! Wir sind schon an der zweiten Flasche.«

»Du hattest genauso viel«, sagte sie und prüfte, wie viel noch vom Wein übrig war. Ich drehte mich zu ihr um.

»Willst Du Milch und Zucker in Deinen Kaffee?« Sie liess ihren Blick über den Tisch gleiten, als würde sie überlegen, sich wirklich für meine Frage interessieren.

»Ich will Dich«, sagte sie beiläufig. Dann sah sie zu mir rüber, als würde sie jetzt *Action!* rufen.

»Trink lieber noch etwas Wasser! Musst ja noch heimkommen!« entgegnete ich und schmunzelte.

Ich holte zwei Tassen aus dem Schrank. Gerade als ich den Knopf an der Maschine drücken wollte, hörte ich, dass sie vom Tisch aufgestanden war. Ich fühlte mich plötzlich unwohl. Wie wenn man einen fremden Menschen im Rücken hat, dem man noch nicht so recht traut. Ich drehte mich zu ihr, um nicht überrascht zu werden. Sie kam um den Tisch herum. Ihr Gesicht bekam ich noch gar nicht mit. Nur ihre Hände, wie sie mit ihnen die Knöpfe an ihrer Bluse öffnete, während sie auf mich zuging.

»Sooo... und was machst Du jetzt?« hörte ich sie sagen. Ich schaute jetzt direkt in ihr Gesicht. Entschlossen sah es aus, fast schon so, als würde sie sich prügeln wollen. Was mache ich jetzt, dachte ich. Sie kam immer näher, viel zu nah. Zu viele Knöpfe an ihrer Bluse waren schon offen. Ich trat zurück, lief rückwärts und stand plötzlich mit dem Rücken zur Wand. Auf einmal musste ich lachen, weil ich daran dachte, dass ich doch noch den Knopf an der Kaffeemaschine drücken sollte. Welcher normale Mensch denkt denn jetzt an sowas? Sie lachte auch, weil ich lachte und hilflos an der Wand stehen blieb.

Sie trat langsam an mich heran. Ihren Kopf hatte sie ein wenig angehoben. Sie blinzelte wieder. Es sah süß aus. Ich wusste nicht, wo ich hinsehen sollte und blickte dann doch auf ihre

Bluse, die sie jetzt ganz aufgeknöpft hatte. Sie machte diese Bewegung mit den Händen, als würde sie sie ausziehen, aber die Bluse blieb an ihren Schultern hängen. Ihre Brüste im schwarzen BH hatten jetzt etwas sehr Schönes, aber auch sehr Aufdringliches an sich. Mit ihren Fingern fuhr sie langsam über meinen Oberkörper, wie um ihn erstmal abzutasten. Ich wehrte mit den Händen ab und löste mich von der Wand, um an ihr vorbeizugehen. Sie stellte sich vor mich und stieß mich wieder zurück. Ich lachte, aber es fühlte sich nicht lustig an.

»Hör bitte auf damit. Ich will nicht«, sagte ich verlegen und wollte wieder an ihr vorbei. Sie hielt mich am Arm fest und strich mir zärtlich über die Wange, was mich dann doch irgendwie rührte.

»Jetzt bleib doch mal stehen«, sagte sie. »Alles ist gut. Lass Dich einfach gehen, okay?« Überraschend liebevoll klang sie. Sie lächelte immerzu. In ihrer Stimme lag eine Ruhe, die nicht zu ihr passte. Diese zärtliche Seite an ihr war mir neu. Ich musste tief Luft holen und blieb stehen, weil es sich für mich grob anfühlte, sie jetzt beiseite zu schieben. Was sie sagte, hatte mich irgendwie getroffen, ohne zu wissen warum. Warum sie es sagte, lähmte mich. Dann wurde es angespannt still zwischen uns, dass irgendwer jetzt irgendein Geräusch oder eine Bewegung machen musste. Sie wurde ungeduldig.

»Ich will sehen, wie Du jetzt die Kontrolle verlierst«, sagte sie, diesmal dominant. Mit dieser fordernden Stimme, die aus Menschen kommt, die das Verlangen danach haben, etwas anzuzünden, was schwer entflammbar zu sein scheint, das jetzt auf der Stelle brennen und hörbar Krach machen soll. Dieser Satz von ihr löste das Gegenteil in mir aus. Ich hielt diese Spannung zwischen ihr und mir aufrecht, indem ich sie nur ansah, nichts tat oder sagte, einfach an der Wand stehen blieb, mich alles andere als fallen liess. Darin lag etwas seltsam Befriedigendes, aber auch Sinnloses.

Sie beobachtete meinen Gesichtsausdruck und lehnte sich an mich. Ich blickte eisern zur Kaffeemaschine, die in der Küche stand. Sie küsste mich auf die Wange, um sich dann weiter nach unten vorzutasten. Sie duftete gut, nicht nur ihr Parfüm. Ihre Lippen liessen sich Zeit. Es fühlte sich angenehm an. Das, und der Wein in meinem Blut, liess mich fast schwach werden. Ich spürte, wie ihre Hände meine Hüften berührten, dann weiter nach oben glitten, unter mein Shirt, sanft über meine Haut strichen, und wie ihre Finger sich am Saum meiner Hose einhakten. Verspielt. Abwartend. Mir direkt in die Augen sehend. Ich sah sie jetzt an, hielt ihrem Blick stand, aber erwiderte ihn nicht. Ihr Gesicht sah aus, als wollte sie jetzt den Verstand verlieren. Jemand wie ich löste das vermutlich in ihr aus. In meinem Kopf aber blieb der Verstand messerscharf. Er arbeitete streng gegen mein Fleisch, gegen meine Haut, gegen alles, was

leidenschaftlich, sinnlich und lustvoll in mir war, während mein Herz müde und langsam blieb. Es kam nicht mehr mit. Ich war mir selbst ein Widerspruch.

»Fass mich an«, flüsterte sie. Ihr Blick suchte meinen Mund. Mein Körper reagierte darauf. Auf ihre geöffnete Bluse, auf ihre Hände und Finger, die ich auf meiner Haut spürte, aber ich rührte mich nicht. Ich war wie eines dieser Streichhölzer ohne Zündkraft, bei dem einem schnell der Geduldsfaden reisst. Dann wirft man es weg und sucht ein neues. Darauf schien ich mit Hingabe zu warten: Weggeworfen zu werden.

»Nein, hör jetzt schon auf«, wiederholte ich mich. Meiner Stimme gab ich bewusst diesen ruhigen, neutralen Ton, der einen an alles andere als an Lust denken lässt. Sie versuchte, mich auf den Mund zu küssen. Ich wandte mich ab.

»Komm, hör jetzt auf. Draus wird nichts. Du bist es nicht.«

»Wer bin ich nicht?« fragte sie lächelnd, ohne eine Antwort zu wollen. Sie schmiegte ihr Bein gegen meine Mitte. Dabei setzte sie dieses überlegene Gewinner-Lächeln auf, das mir nicht gefiel.

»Du weisst, wie ich das meine«, sagte ich ernst.

»Das kommt schon noch.« Sie drückte mich mit den Händen noch ein bisschen fester an die Wand. Ich musste wieder lachen, ohne es lustig zu finden. Da war dieser unangenehme, stechende Druck im Rücken, aber mehr weil ich verkrampft war. Mir fiel wieder ein, dass sie ja extrem viel Sport trieb. Kraft hatte sie. Sie glaubte wohl, bei mir etwas härter draufdrücken zu müssen, damit sich was tut. Clever war sie ja. Aus irgendeinem Grund wartete ich aber darauf, dass sie von selbst von mir abliess, dass ich gewinnen würde. Wie gegen eine riesige Welle, die gleich an mir vorbeizieht, allein schon deshalb, weil ich nichts tat. So fühlte es sich an. Wie ein Kampf zwischen ihr und mir. Sie fing an, meinen Hals zu küssen. Ich hörte diese saugähnlichen Geräusche auf meiner Haut, die einem sagen, dass es jetzt kein Halten und kein Zurück mehr gibt. Ich musste meinen Kopf anheben und wartete darauf, dass sie aufgeben würde.

Sachte zog sie meine Sweathose nur wenige Zentimeter runter. Nur so viel, um mir zu zeigen, wie leicht sie auszuziehen war. Sie atmete heftiger. Ihre Küsse um meinen Hals wurden schneller. Eine Hand von ihr umfasste vorsichtig meinen Hintern, doch ganz plötzlich liess sie ihre andere Hand vorne in meine Hose gleiten, und direkt in meinen Slip. Sie fasste mich dort an, langsam und behutsam. Das war so unerwartet, dass mir die Knie abrupt schwächelten, ich an der Wand fast runter rutschte und mich an ihr festhalten musste. Ich ergriff reflexartig ihren Arm und sagte sowas wie »nicht« oder »nein«. Das schien ihr zu gefallen und sie hörte nicht auf. »Lass Dich jetzt einfach gehen«, flüsterte sie. Sie küsste mich in den Ausschnitt meines

Shirts, während sich ihre Hand weiter in meinem Slip bewegte. Dabei stöhnte sie leicht auf, damit ich sie hörte, damit ich wusste, wie sie klang, wenn sie erregt war. Damit sie auch mich hören könnte, dass ich sie endlich irgendwie berührte, sie dazu brachte, bloss noch unkontrollierte Laute von sich zu geben. Nichts davon tat ich, auch wenn sie für Momente nutzlos stehengelassen vor mir wirkte, dass mir dieses Bild vor Augen mehrmals einen Stich versetzte: Eine Frau, die mir ihren warmen Körper hinhält, meinen berührt und verlassen bleibt.

Sie hörte auf, mich zu küssen, und sah mir jetzt direkt ins Gesicht, während sie mich fester anfasste. Es erregte sie, mir anzusehen, was sie gerade tat, wie mein Kopf fieberte, weil mein Körper ihren Händen ausgeliefert war. Auch ich sah sie direkt an, stillhaltend, fast schon tapfer, als würde sie mir eine brennende Wunde reinigen, was sich zur selben Zeit unangenehm und unheimlich gut anfühlte. Ich konnte nicht anders, als meinen Kopf fest gegen die Wand drücken, mit Blick zur Decke. In einem Taumel gefangen. Ich zwang mich, keinen Laut von mir zu geben und tat es doch, besiegt vom schwindelerregenden Rausch der Lust, gegen den ich mich wehrte, aber an die Wand gedrückt stehen blieb.

Bis mein Verstand sich wieder einschaltete. *Das kommt schon noch*, hatte sie vorhin gesagt. Mehrere Male hörte ich diesen Satz im Kopf. Wie eine Drohung. Das kommt schon noch. Bloss weil... bloss weil sie ihre Hand in meinen Slip gesteckt hat? Nein. Ich bin *alles* oder *nichts*! Mein Herz kommt hier nicht mehr mit. Jedes Herz hat ein bestimmtes Mass an Fülle in sich. Manche legen alles und jeden da rein, den sie kriegen können. Wen will ich? Ich weiss es nicht. Nicht diese Frau. Nicht über mein Körperbewusstsein hinaus.

Das konnte ich ihr aber so auf die Schnelle nicht erklären. Dort, von ihr an die Wand gedrückt. Es war zu kompliziert. Zu viele Worte. Zu viele Gedanken, für einen Abend, an dem zwei Menschen viel zu leicht zu haben sein sollten.

»Nein, ich kann das nicht! Lass mich jetzt endlich!« rief ich laut, als sich ihre Lippen meinen wieder näherten. Da wusste ich, dass es jetzt nur noch mit dem Mund und mit der Zunge weitergegangen wäre, mit leicht ausgezogenen, aufeinanderliegenden Körpern, die diese richtigen Knöpfe drücken. Für alle Regungen der Lust. Ohne Herz und Verstand. Eine Wut stieg in mir hoch und mein Gesicht wurde wieder ganz nüchtern, das Fieber der Lust sank, und das zeigte ich ihr. Mit einem Blick, der sehr ernst meint, was er sagt, dem es jetzt völlig egal ist, wo sie mich küsst oder wie anfasst. Sie selbst fühlte sich nur noch wie ein unangenehmer Fremdkörper an, der mit meinem nichts zu tun hatte. Ich zog ihre Hand aus meiner Hose. Sie hielt mich immer noch fest. Angelehnt an mich, die andere Hand noch an meinem Hintern. Ratlos sah sie mich an.

»Was ist denn los mit Dir?« fragte sie, wieder so leise und fürsorglich, so untypisch für sie, dass *ich* jetzt irgendwie grob überkam.

»Kann ich es noch deutlicher sagen?« rief ich wieder. Wie passiv muss ich denn noch sein, dachte ich, damit sie mich endlich los lässt. Ich schob sie mit etwas Kraft zur Seite. Sie war trainiert, aber leichter als ich. Mein Körper war noch ganz warm von ihrem. Ich trat von der Wand und rückte eilig meine Kleidung wieder zurecht. In meinem Rücken spürte ich noch den Druck meines und ihres Gewichts. Ich fühlte mich erleichtert.

»Also, ehrlich jetzt«, sagte sie ernst, »ich glaube nicht, dass ich Dich so kalt lasse.« Sie hatte Recht. Das störte mich. Sie stützte ihre Hände gegen die Hüften. Entsetzt stand sie da. Mit ihrer offenen Bluse. Diese Wendung hatte sie nicht erwartet. Das sah ich ihr an. Sie war sich ihrer zu sicher. Auch das störte mich. Ich ging zur Kaffeemaschine, an der ich endlich den einzigen Knopf drücken konnte, den ich drücken wollte.

»Das ist es nicht«, sagte ich zu ihr. »Du lässt mich nicht kalt. Es hat nur nicht gefunkt. Das ist alles.« Sie tat mir auf verwirrende Weise leid. Ich hatte ein tiefes Gefühl für sie, weil ich keine tiefen Gefühle für sie hatte. Sehr verwirrend war das. »Es würde auch nicht passen, glaub mir«, versuchte ich zu erklären, während sich die Tasse mit Kaffee füllte. »Jeder gewinnt mal oder verliert. Besser ich sage es gleich.« Ich nahm die Milch aus dem Kühlschrank.

»Hat's denn schon mal gefunkt? Bei einer Frau?« Ihr Ton wurde schroff. Ich schwieg.

»Und warum bin ich hier?« fragte sie.

»Das war ein Fehler. *Mein* Fehler!«

»Du willst gar nicht, dass es funkt.« Sie knöpfte sich ungeduldig die Bluse zu.

»Meinst Du, ja?«

»Ja, meine ich!«

»Okay...«

»Und ich wette, Du bist jetzt gerade so richtig zufrieden mit Dir, stimmt's?«

»Ganz genau, weil ich weiss, was ich will.«

»Aber Du willst ja *nichts*!« schrie sie, liess mich in der Küche stehen und setzte sich aufs Sofa. Sie schnaubte vor sich hin und schüttelte den Kopf. Dann wurde sie still, sehr ernst. Es war ungewohnt, sie so zu sehen. Ihr Lachen war weg. Sie war auf einmal das Gegenteil von aktiv, aber innerlich schien sie Gewichte zu stemmen.

Ich schwieg, damit sich die Nerven beruhigten und räumte die Teller vom Esstisch weg. Der Kaffee war fertig. Ich blieb am Herd stehen und nahm einen Schluck. In Gedanken überlegte ich, wie wir diesen Abend jetzt freundschaftlich beenden können. Ohne sie anzusehen fragte ich, ob sie auch einen Kaffee wollte, so als wäre nichts weiter gewesen als ein Dinner

unter Freunden. Sie antwortete mir nicht. Da hörte ich einen beunruhigenden Laut von ihr und drehte mich um. Sie sass auf dem Sofa und weinte. Es war kein trauriges Weinen, eher so ein Weinen aus Wut, vielleicht auch aus Ohnmacht. *Oh nein... nicht doch*, dachte ich. Diese Wendung hatte *ich* nicht erwartet. Reumütig nahm ich das Haushaltspapier aus der Küche mit und setzte mich zu ihr. Ich riss ein Stück Papier von der Rolle ab und reichte es ihr. Grob griff sie danach. Sie wischte sich die Tränen unter den Augen weg, um wenigstens noch ihre Schminke zu retten. Ich wollte sie in den Arm nehmen, aber dann fiel mir wieder ein, warum sie da war, warum sie weinte. Stattdessen strich ich ihr sanft über die Schulter. Mit etwas Abstand zu ihr. Das war meine zärtlichste Geste, die ich für sie erübrigen konnte. Keinen Höhepunkt, nur eine Wendung, die sie zum Weinen brachte, nicht das ersehnte Finale, von dem ich ihr am Telefon mit so leidenschaftlichem Ernst erzählt hatte.

»Hey... mit Dir ist alles in Ordnung. Du bist wunderbar!« sagte ich. Mit einer Stimme, mit der ich auch eine gute Freundin über ein mieses Date trösten würde. »*Ich* bin komisch, okay? Du bist doch so viel unterwegs und unter Leuten. Bald lernst Du wieder jemand Neues kennen, und alles wird ganz normal sein. Du wirst dann über diesen Abend hier lachen.«

Sie drehte ihr verweintes Gesicht zu mir. Diesmal hatte ihr Blick etwas Fassungsloses. So ein „WTF“-Blick. Ich nahm wieder meine Hand von ihrer Schulter.

»Jeder gewinnt mal oder verliert, hast Du vorhin gesagt.« Ihr Ton war wieder schroff, die Tränen unter Kontrolle. Sie warf ihre langen Haare zurück und band sie zusammen, die sie jetzt zu stören schienen. Sie seufzte dabei schwer und sah mich enttäuscht an, als ginge es jetzt um das Ende einer langen Beziehung. Sie lehnte sich vor, stützte ihre Arme auf den Oberschenkeln ab und verschränkte die Hände ineinander. Bereit zum ernstesten Gespräch. Ihre Augen hatten diesen dramatischen Glanz, wie sie ihn Tränen hinterlassen.

»Ich weiss ja nicht, was oder wen Du verloren hast, aber heute Abend hättest Du alles gewinnen können«, sagte sie. Sie sah mir eine Weile in die Augen. Vorwurfsvoll und resigniert. Dabei hatte sie etwas bewundernswert Tapferes und zugleich Verwundbares an sich. Dann blickte sie zur Seite, auf den Boden, und schwieg. Wir verfielen beide in dasselbe ohnmächtige Schweigen, aber aus völlig verschiedenen Gründen. Wieder entstand so eine Stille, in der irgendjemand jetzt ein Geräusch machen musste. Was für ein Satz von jemandem, der soeben brutal zensiert und abgewiesen wurde, dachte ich erstaunt. Innerlich heimlich aufgeweicht. Die Grösse, die sie in diesem Moment zeigte, beeindruckte mich. Ich hatte das Bedürfnis, ihr doch noch sowas wie ein zärtliches Signal der Liebe zu senden. Einfach von Mensch zu Mensch. Ich wusste nicht wie. Eine Umarmung hätte alles noch dramatischer gemacht. Das spürte ich. Wie aber sendet man Liebe, ohne sie zu geben? Wie tröstet man liebevoll eine Frau, weil man ihr

diese Liebe nicht geben kann? Fast wären auch mir die Tränen gekommen, wenn sie sich nicht ruckartig erhoben und ihre Tasche genommen hätte.

Wortlos ging sie den Flur zur Eingangstür entlang. Ich erhob mich und folgte ihr. Auch wortlos. Schnell zog sie ihre Stiefel an, schnappte sich Mantel und Schal von der Garderobe und drehte selbst den Schlüssel an der Tür, die sie öffnete. Dann hielt sie inne. Ihre Hand blieb an der Türklinke. Plötzlich stiess sie die Tür wieder zu und drehte sich zu mir um.

»Hör mal: Das war jetzt vermutlich am Ende das beschissenste Date aller Zeiten...« sagte sie, »aber vielleicht war es nur ein ganz unglücklicher Start. Lassen wir ein paar Tage verstreichen und fangen nochmal von vorn an! Was meinst Du?« Ich zögerte mit meiner Antwort. Nicht weil ich mir nicht sicher war, sondern weil ich mir sicher war.

»Ich denke nicht«, antwortete ich.

»Du *denkst*...«, betonte sie, diesmal mit einer gewissen Verachtung in ihrer Stimme. Ich fühlte mich erschöpft und schuldig, und wollte einfach nur, dass diese ganze dramatische Szene ein Ende hat.

»Ich weiss, ich hab Dich sehr verletzt«, sagte ich. »Das wollte ich nicht. Es tut mir wirklich leid, dass Du jetzt so gehen musst.«

»Immer noch besser als so ein *Eisklotz* zu sein – wie Du!« Sie schrie es raus, öffnete wuchtig die Tür und liess sie hinter sich zuknallen. Die Wände bebten kurz und ein kalter Luftzug von draussen flog meinem Gesicht entgegen. Ich zuckte leicht zusammen, trat schnell an die Tür und drehte den Schlüssel. Endlich war sie gegangen. Die Tür zwischen ihr und mir war zugeschlagen. Ich blieb noch eine Weile im Flur stehen. Ein Schaudern überkam mich. Ich musste mir kurz die Hände aufs Gesicht drücken, wie um aufzuhalten, was hinter meiner Haut passierte. Was sie sagte, traf mich irgendwo genauso wuchtig an einer Stelle, die ich nicht sehen wollte. Sie hatte Unrecht, dachte ich, sowas von Unrecht, aber sie hatte auch Recht.

Ich nahm einen tiefen Atemzug und schloss für einen Moment die Augen. Ich versuchte mir vorzustellen, wie diese Frau sich diese Nacht und vielleicht die Zukunft mit mir vorgestellt hatte. Leicht zu haben, mit einem hinterher hinkenden Herzen, das vielleicht mal nachkommen würde. Wie sie mich trainieren würde, aktiv und ausdauernd mein Potenzial für sie zu erfüllen, weil sie sonst durchdrehen und es sich gleich selber machen würde. Ich versuchte es mir ehrlich vorzustellen, was ich da an diesem Abend wirklich gewonnen hätte, als könnte ich es in einer anderen Dimension schon voraussehen. Mein Herz aber zensierte alles und blendete jede Szene und jede Einstellung gleich wieder aus. Alles trat nur vorübergehend in Erscheinung, um dann wieder als etwas Belangloses, überhaupt nicht Sehenswertes zu verschwinden. Nein, ich weiss

doch, was ich *nicht* fühle, dachte ich. Das war schon richtig, aber warum fühlt sich jetzt alles so falsch an?

Ich ging ins Esszimmer und räumte den Tisch ab. Das war jetzt das Wichtigste. Aufräumen. Ordnung machen. Nicht an die Wand in der Küche sehen, es nochmal sehen. Ich verstaute alles Geschirr in die Maschine und liess sie laufen. Dann reinigte ich den Tisch. Gründlicher, als es nötig gewesen wäre. Sogar den Stuhl, auf dem sie sass, reinigte ich, und ich reinigte genauso gründlich die Türklinke meiner Eingangstür. Sie hatte mich angefasst, und sie hatte sich nicht die Hände gewaschen, damit sie vielleicht länger daran denken konnte, dass sie mich *hatte*, nein *fast* gehabt hätte. An dieser Unterscheidung hielt ich mich fest. Sie war mein Trost. Mein Schuldgefühl war weg und machte Platz für meine Wut.

Es war schon nach Mitternacht, aber ich schnappte mir auch den Staubsauger und flitzte mit ihm durchs Esszimmer. Ich duschte, putzte mir die Zähne und zog mir frische Sachen zum Schlafen an. In der Küche stand noch die zweite Flasche Wein, die noch nicht ganz leer war. Plötzlich bekam ich Lust, sie auszutrinken. Ich goss mir ein neues Glas ein und nippte dran. Die Maschine piepte. Das Geschirr war sauber und noch sehr heiss. Trotzdem nahm ich alles raus, verbrannte mir fast die Finger, polierte alles und verstaute es, wo es hingehörte. Fertig. Alle Spuren beseitigt. Alles war wieder an seinem Platz.

Ich nahm das Glas Wein und setzte mich an den Esstisch, auf dem noch mein Smartphone lag. Ich warf einen Blick drauf: „Verpasster Anruf“ und „3 neue Nachrichten“. *Was soll das denn jetzt noch?!* rief ich aus. *Lasst mich doch alle in Ruhe und reisst Euch zusammen!* Lieblos schob ich das Smartphone von mir weg.

Ein paar Minuten sass ich so da und fühlte mich schwer. Ich versuchte, regelmässig und ruhig zu atmen und nippte an meinem Glas Wein. Nach dem Kaffee sollte er mich jetzt müde machen, da ich von dem ganzen Abend zu wach geworden war. Dann griff ich wieder nach dem Smartphone. Ihre Nachrichten waren lang. Ich musste mehrmals nach oben scrollen. Ich überflog den Inhalt nur nach Kernaussagen:

„Ich muss mich für meinen Auftritt entschuldigen.“ – „Du bist eine tolle Frau.“ – „Du kannst einen aber auch ganz schön in den Wahnsinn treiben.“ – „Ich war zu schnell.“ – „wollte zu viel auf einmal“ – „können es auch langsam angehen lassen“ – „erstmal nur reden, Zeit miteinander verbringen“ – „Lass uns morgen telefonieren, okay?“

Ein Kloss steckte mir im Hals. Meine Wut war weg, und die Tränen kamen mir. Ich musste an ihren Körper denken, wie er vor mir stehengelassen wurde. Dann sah ich wieder ihr

verweintes Gesicht, wie sie mir Grösse gezeigt hatte, als sie sich am winzigsten fühlte. Ich nahm noch einen Schluck Wein und tippte:

„Bitte verzeih mir diesen Abend und was ich jetzt tue. Es ist besser so für Dich. Danke, dass Du da warst. Schau nach vorn und pass gut auf Dich auf. Umarmung.“

Das letzte Wort löschte ich wieder, um es dann doch noch zu schreiben. Ich tippte auf Senden – und blockierte sie. Eiskalt. Ich wischte mir die Tränen aus den Augen, stand auf, kippte das Glas Wein in der Spüle endgültig weg und legte es in die Maschine. Auch den restlichen Wein in der Flasche kippte ich weg. Der Kloss im Hals löste sich. Alles war wieder unter Kontrolle.

Sie war die erste Frau, die ich in meine Wohnung liess, die mir nicht nur eine gute Freundin sein wollte. Ich habe sie nie wieder gesehen. Wer hat ihr bloss meine Nummer gegeben, und ihr viel Glück dabei gewünscht? Das fragte ich mich damals. Warum bin ich überhaupt mitgefahren an diese Party? Ich wusste, dass es dort Frauen geben würde, die Frauen lieben, die in dieser „Szene“ waren, für die ich nicht geschaffen bin. Eine Szene, in der man bewusst Ausschau halten soll nach jemandem, der einem alles sein könnte. Nichts für mich. Ich will lieber finden statt suchen, ganz nebenbei, während man banale, normale Dinge tut. Beim Einkaufen, bei der Arbeit, bei einem Spaziergang, wenn man an was ganz anderes denkt, und dann passiert es: Hoppla! Wow! Das ist er, der Mensch, der mich dazu bringt, im Alltag das Besondere zu sehen, mit dem Herzen, das von diesem Moment an nie wieder das sein wird, was es war. Es wird bis zum Rand voll in der Gegenwart von jemandem, mit dem man brennen kann, aber nicht immer muss. Jemand, der durch niemanden sonst je wieder ausgetauscht werden könnte. So jemand. Ich wollte, was Softies wollen. Den Umweg über den seltenen, romantischen Zufall, nicht den Weg der Szenegänger, die sich im Voraus schon ausrechnen, was mit wem passieren könnte, um was zu erleben, damit was los ist.

Ich blieb nur kurz in dieser Szene und zog mich zurück, weil keiner verstand, was ich dort überhaupt wollte, warum ich dort unter Frauen, die Frauen lieben, immer bloss die gute Freundin blieb (*„Stehst Du jetzt auf Frauen oder nicht?“*). Der Zufall war es, der mich mal dazu gebracht hatte, *eine* Frau zu lieben, was nicht bedeuten musste, dass es noch andere Frauen geben könnte. Dass seither beides möglich zu sein schien, ein Mann oder eine Frau, war mir zu viel auf einmal. Ich brauchte eine eindeutige Vision, in der ich mit diesem randvollen Herzen lieben könnte, wie ich diese eine Frau geliebt habe. Als trügerische Odyssee hatte sich mein

Ausflug in diese Szene erwiesen, der mich viel Überwindung gekostet hatte, auf der Suche nach jemandem, den es kein zweites Mal gibt. Immerhin hatte ich das schnell begriffen, weil ich ohne Herz wenigstens stark im Denken bin.

Nach diesem Abend konnte ich nicht schlafen. Immer wieder drehte ich mich im Bett. Auch das Bett schien sich zu drehen. Zum Glück war Wochenende. Ich fühlte mich schäbig. Die Fragen, die ich mir wirklich stellen musste, waren: Warum habe ich sie überhaupt eingeladen? Warum habe ich mich von ihr anfassen lassen? Immer wieder sah ich mich dort von ihr an die Wand gedrückt, wie von einer höheren Gewalt, die ich aushalten, über mich ergehen lassen sollte, vor der ich nicht kneifen durfte. Warum fühlte es sich so an? Ich musste das alles verstehen, auch warum es so schäbig einseitig war. Warum ich schwach wurde, obwohl ich am Ende die Kontrolle behalten hatte, noch immer denken und sprechen konnte, aber wo blieb mein Herz?

Es stellte mir jetzt Fragen. Ganz unangenehme, peinliche Fragen, wie sie einen aus der Fassung bringen: *Was hättest Du getan, wenn es nicht diese Frau gewesen wäre, die mit Dir am Esstisch sass? Was, wenn es diese andere Frau gewesen wäre, die vom Tisch aufstand und auf Dich zuing?*

So ein Quatsch, dachte ich. Da war wieder dieser Kloss im Hals. Sowas kann nur das Herz fragen. Stehst Du erstmal unter seinem Einfluss, im direkten Dialog mit ihm, wirst Du total dumm, richtig idiotisch, ungeschickt, schwach und irrational. Ich habe es mal bezwungen, das Herz, aber ich wusste nicht mehr, ob ich stolz darauf sein oder mich dafür schämen musste.

Aber mal ehrlich: Was hätte ich nun wirklich getan, wenn es diese andere Frau gewesen wäre? Ich glaube, ich hätte... Ja, was denn? Ich hätte einfach nur gefühlt und nicht gedacht. Ich hätte unmöglich nichts tun können. Alles hätte ich für sie getan, über mein Körperbewusstsein hinaus.

War das aber jetzt nicht bescheuert, nach Jahren noch wach im Bett zu liegen und an eine längst vergangene Zeit zurück zu denken? An einen Menschen, an eine Frau, die nicht einmal mehr weiss, dass ich existiere? Aber *ich* weiss, dass *sie* existiert, dachte ich. So bescheuert war das gar nicht. Vielleicht war es auch so ein Experiment, das zu was gut sein sollte. Zurückblicken, offen und geradeheraus mit sich selbst sprechen, sich alles wiedererzählen, sich dabei bis unter die Haut ausziehen, und sich ohne jede Zensur daran erinnern, wie das damals war, als ich *lieben* konnte.

Wir sprachen nie über die Liebe. Diese *andere* Frau und ich. Damals, in diesem einen Jahr, in dem die vier Jahreszeiten viel länger zu sein schienen als sonst. Es war nur ein Jahr meines Lebens. Kein Jahrzehnt, kein richtiger Lebensabschnitt, und doch schien eine unsichtbare Prägung auf meiner Lebenslinie haften geblieben zu sein. Es war ein Jahr, in dem ich mir die Liebesgeschichte, die ich mir als Mädchen vielleicht mal für mich ausgemalt hatte, neu erzählen musste. Diese klassische Liebesgeschichte von *Mann & Frau* in meinem Kopf. Ich musste sie eigenhändig umschreiben und an ihr – der möglichen neuen Version – Gefallen finden. Eine Zeit lang war das für mich genauso schwierig, wie für Menschen, die sich nur die klassische Version vorstellen können. Keine andere ist für sie denkbar, weil alles gegen die Natur zu sein scheint, was sie selbst in sich noch nicht gefühlt, noch nicht erlebt haben. Ein Erleben, gegen das man wehrlos ist, wie gegen Hunger, Durst, Schlaf und die klassische Liebe. Wie gegen diesen schwindelerregenden Rausch der Lust.

Es war Frühjahr, als ich diese Frau zum ersten Mal sah. Ich hatte gerade einen neuen Job angenommen. Eigentlich nur, um schnell was für den Übergang zu haben, bis ich was Besseres finden konnte. Auch sie war dort neu und hatte den Job kurz vor mir angetreten. Ihr Büro lag neben meinem. An meinem ersten Arbeitstag war sie nicht da. Ich war in den typischen Gedanken versunken, die eine neue Arbeitsstelle so mit sich bringt. Dass ich dort nicht lange bleiben würde, wusste ich sofort. Ein oder zwei Monate höchstens, dachte ich. Es sollten 14 Monate werden, die mich mehr beschäftigen würden, als es je ein Job tun könnte.

An meinem zweiten Arbeitstag damals war ich mit den Gedanken schon im Wochenende, und wie ich bald bestimmt was Besseres finden und wieder kündigen würde. Es war morgens, meine Bürotür stand offen. Ich legte meine Jacke und meine Tasche ab, um nach nebenan zu gehen, mich der neuen Arbeitskollegin vorzustellen. Das erste, was ich von ihr wahrnahm, war ihre Stimme. Ich konnte sie im meinem Büro hören. Sie klang heiter, aber auch gestresst, in diesem uns allen vertrauten Bemühen, an einer neuen Arbeitsstelle schnell zurechtzukommen, und sich mit allen einigermaßen gut zu verstehen. Der Klang ihrer Stimme gab mir ein gutes Gefühl. Ich schmunzelte. Das wird sicher eine nette, gesprächige Arbeitskollegin sein, dachte ich. Ich ging rüber. Ihr Chef und eine andere Kollegin versperrten mir die Sicht auf sie. Sie standen direkt vor ihrem Schreibtisch. Es wurde was gesprochen. Ich wartete an der Türschwelle. Sie hantierte mit Papieren und antwortete auf das, was gesagt wurde. Ihr Gesicht sah ich noch gar nicht richtig. Ich sah nur, dass sie eine schlanke, rothaarige Frau war. Sie war etwas grösser als ich. Ihre Haare hatte sie zusammengebunden. Sie trug ein weisses Shirt und

beigefarbige Cargohosen. Um ihren Hals hing ein Tuch, das sie zu einem Knoten gebunden hatte. Die Farben blau und grün stachen auf dem Tuch hervor. Das alles konnte ich zwischen ihrem Chef und der anderen Kollegin sehen. Ich überlegte, später wiederzukommen, da hob sie ihren Kopf in meine Richtung. Vermutlich, weil sie dachte, wer will denn noch was von mir. Ihr Chef und die Kollegin drehten sich zu mir um und verschwanden wieder in ihre Büros.

Ich merkte plötzlich, wie froh ich darüber war, und dass sie mich jetzt sehr gestört hätten. Etwas war anders in diesem Augenblick, aber ich schob es innerlich beiseite. Die Begegnung war ganz gewöhnlich. Wir lachten uns an, reichten uns die Hände und stellten uns einander vor. Ganz gewöhnlich eben, aber ihr Gesicht war es nicht. Ich bemerkte an mir ein leicht aufgeregtes Zittern, das ich genauso beiseiteschob. In Worten ausgedrückt, fühlte es sich wie ein abruptes *Hoppla! Wow!* an. Sie hatte blau-grüne Augen, die einen rührenden Glanz hatten. So als hätte sie gerade eben noch sehr lachen oder weinen müssen. Diesen Glanz würde ich auch später immer wieder sehen, auch wenn sie ernst und konzentriert bei der Arbeit war. Ihre Wangen waren immer leicht gerötet. Wenn sie viel lachte oder gestresst war, bekamen sie noch mehr Farbe, was mich jedes Mal noch entzücken würde. Ihr Mund hatte etwas offen Fröhliches, Herzliches. Ihre weissen Zähne waren häufig zu sehen. An ihrem Kinn konnte man die leichte Andeutung eines Grübchens sehen. Kurz gesagt: Ihr Gesicht würde von da an etwas werden, was ich sehr genau studieren wollte. Jede Regung in ihm, besonders ihre Augen und ihren Mund, doch das wusste ich noch nicht, als wir uns dort zum ersten Mal gegenüber standen und ein paar kollegiale Worte wechselten.

Ich mag sie jetzt schon, dachte ich. Aber warum? Ich kenne sie doch noch gar nicht. Da war so ein ganz neues Gefühl in mir, das schwer zu beschreiben ist. Worte sind dafür oft unzulänglich. In Bildern ausgedrückt würde ich sagen, dass mein Gefühl mir wie von einer unsichtbaren Hand ein brennendes Streichholz hingehalten hatte. Ganz nah an mein Gesicht, während ich sie hinter ihrem Schreibtisch stehen sah. Als hätte mir dieses Streichholz sagen wollen, was ich gerade vor mir sehe, aber gar nicht so richtig kapiere: Wärme und Licht. Und dieses Gefühl in mir versetzte mir einen Stich, so dass ich dieses Streichholz vor meiner Nase am liebsten gleich ausgeblasen hätte. Es passte einfach nicht dorthin, wo ich gerade war. Vor dem Schreibtisch einer neuen Arbeitskollegin, die ich noch gar nicht kannte – und die wie ich eine Frau war. Etwas stimmte nicht in diesen Minuten. Ich hätte ihr am liebsten nicht bloss die Hand gereicht, sondern sie gleich auch umarmt und geküsst. Ganz freundschaftlich. Ganz unangebracht. Das wäre nun wirklich *too much* an Willkommengesten gewesen.

»Wir sehen uns jetzt dann öfters«, sagte sie lächelnd, als wieder die Arbeit nach uns beiden rief. »Ja, bis später«, antwortete ich und ging zurück in mein Büro. Ich fühlte mich angenehm

fiebrig, sonderbar gut drauf, wie wenn man gerade zwei, drei Gläser guten Weins getrunken hatte. Ihr Telefon klingelte gerade. Ich konnte ihre Stimme hören, und als ich in mein Büro trat, liess ich die Tür offen. (Ihr Telefon klingelte sehr oft. Ich würde ihre Stimme die nächsten Monate genauso oft hören.) Ich mag sie einfach, dachte ich. Ich mag sie jetzt schon *sehr*. Das ist alles. Was Gutes, oder? Meine Gedanken um einen besseren Job, den ich finden könnte, verflüchtigten sich in den folgenden Tagen. Erstmal ankommen. Schauen, wie es noch wird, und dann weitersehen, dachte ich. Am selben Tag bekam ich mit, dass sie im kommenden Frühling heiraten wird. Da spürte ich wieder so einen Stich in mir, um dann gleich zu denken: Ist doch wunderbar! Was hat das jetzt mit dem zu tun, dass ich sie jetzt schon so mag? Gar nichts. Ich werde jetzt meine Arbeit machen, Geld verdienen und mich darüber freuen, eine so sympathische Arbeitskollegin jetzt öfters um mich zu haben.

Wir gingen bald mal Mittagessen, wie das unter Arbeitskolleginnen so üblich ist. Im Starbucks assen wir was Kleines. Mir war völlig egal was, was mir wieder einen eigenartigen Stich versetzte. Wir unterhielten uns, und ich war für eine gewöhnliche Mittagespause aussergewöhnlich zufrieden. Ich dachte nicht schon sehnsüchtig an den Feierabend, wie jeder normale Mensch das tut. Das war das erste schrille Alarmsignal. Wir verstanden uns gut. Alles war unkompliziert. Wir hatten oft was zu lachen, und ich fühlte mich einfach schon unglaublich wohl, dort mit ihr zu sitzen, auch wenn sie nicht viel gesprochen hätte. (Schweigen und still sein erträgt man nicht mit vielen Menschen.) Es war ein Zustand, in dem ich mich selbst mochte, und der mit ihr dort noch nicht mal körperbewusst war. Die ganze Zeit fragte ich mich warum. Ich fühlte mich ruhig, ausgeglichen und heiter. So wie ich bin, wenn alles in Ordnung ist, wenn ich Wochenende oder Urlaub habe. Als wäre eben alles perfekt. Es störte mich nichts bei ihr. Sie war kommunikativ und ihre Stimme war in den Büros oft zu hören, aber sie war nicht aufdringlich laut für mich, als hätte ich mehr ihre leisen Töne hören können, auch die sehr verwundbaren Zwischentöne, die sie manchmal kurz klingen liess. Vielleicht wollte ich auch nur aufmerksamer hinhören. Viel aufmerksamer als bei Frauen, mit denen ich *nur* befreundet war.

Hinter ihrem Lachen oder auch ihren ernsten Worten spürte ich etwas sehr Rührendes, fast Kindliches in ihr, etwas sehr Argloses, wie es auch ihre Augen ausdrückten, auch wenn sie durchaus wusste, wie die Welt, in der wir leben, funktioniert. Sie hatte einfach etwas an sich, was mich weich und entspannt werden liess. In gewisser Weise so wie ich bin, wenn ich da draussen in der Welt nicht taff wirken muss. Ich hatte sie später im Büro oft auch launisch erlebt, aber ich hätte mir nicht vorstellen können, mich mit ihr wegen irgendwas zu streiten. So

richtig zu streiten, weil ich immer diesen rührenden Kern in ihr spürte, der etwas Harmonisches ausstrahlte, und auf den ich immer mit Ruhe reagierte. Harmonie war auch das Wort, das mir oft einfiel, wenn ich mit ihr zusammen war. Auch dann, wenn sie keine gute Laune hatte. Ich habe keine Ahnung warum, aber dieses Wort war wie eine Überschrift, die über ihr hing, wann immer ich sie sah. Und ich mochte das Wort. Natürlich fand ich auch alles harmonisch, weil wir uns gut verstanden und ich schon in sie verliebt war. Aber warum war ich das? Warum gerade sie? Das überlegte ich mir oft, um mir dann gar nichts mehr zu überlegen. Sie war einfach *sie*. Wunderbar. Ich nahm sie auf eine ungewohnt anspruchslose Weise an, wie sie ist. Nichts hätte ich verändern, anders haben wollen. Das war mir neu. Vermutlich war das ganz simpel gesagt das, was wir Liebe nennen. Die Liebe selbst ist ein grosses Geheimnis. Wir wissen nicht wirklich, warum wir uns in jemanden verlieben. Das ist vielleicht die Magie, die Liebe erst ausmacht. Sie passiert wie ein Wunder, das plötzlich da ist, uns erstaunt und glücklich macht, aber nicht immer wird dieses Wunder von zwei Menschen gleichzeitig erlebt, und manchmal währt es auch nicht lange.

Ich hatte bei ihr später oft das Bedürfnis, sie ganz viel zu fragen. Nicht aus reiner Neugier, sondern als ob es mich persönlich etwas anginge, was es ja nicht tat. Und doch hätte ich gern alles wissen wollen, was sie beschäftigte, was sie ausmachte. Alles, was sie bisher erlebt und im Leben mitgetragen hatte. Das Gute wie das Schlechte. Die einfachen und die komplexen Dinge. Ich wollte sie kennen wie mich selbst. Ihre Gedanken, Gefühle und Träume. Über alles, was ich von ihr hörte, dachte ich hinterher sehr viel nach, ohne dass ich ihr das gesagt hatte. Das waren einfach nur Dinge, die uns alle im Alltag und im Leben beschäftigen. Ich musste darüber nachdenken, weil es sie beschäftigte. Dieses tiefe Interesse war für mich das zweite schrille Alarmsignal, das ich überhören wollte. Es ging zu weit und zu tief. Wie vielen Menschen will man schon wirklich alles von sich erzählen? Nur ganz wenigen, und von wenigen will man wirklich alles wissen. Wie bei allem, was sie anging, würde ich mich zurückhalten, mich ihrem freundschaftlichen Grad an Interesse und Zuneigung anpassen. Gerade das schien aber so besonders, aber auch verwirrend zu sein, dass ich etwas fühlte, obwohl es gar nicht um tiefe Liebe ging, auf die jemand aus war. Dafür waren wir nicht dort. Es ging nicht darum zu gefallen und jemanden für sich zu gewinnen. Die Liebe passierte mir einfach, während ich sie nur ansah und ihr zuhörte, mit ihr sprach und lachte. Ich erlebte sie später jeden Tag im Büro, ihre gute und ihre schlechte Laune, ihr Lachen und ihren Ernst. Fast alle ihre Gesichtsausdrücke und die Worte, die sie für sich und die Welt um sie herum hatte. Und das alles interessierte und berührte mich, ohne dass sie dieses Interesse erwartete, oder

dass ich es selbst haben wollte. Es ist alles einfach nur passiert. Ich hatte es nicht gesucht. Es fand mich.

Wenn ich abends von der Arbeit nach Hause ging, fielen mir überraschend viele rothaarige Menschen auf. Da! Ein rothaariges Kind, dort eine rothaarige Frau, und da noch ein Mann! Wie entzückend! Innerlich lachte ich über mich selber, um meinen tiefer liegenden Ernst zu verbergen, ihn zu überspielen. Hinter meinem Lachen ahnte ich, dass dort Gefühle sind, die zur falschen Zeit und am falschen Ort ausgelöst wurden, und dass ich jetzt gar nicht wusste, wohin und zu wem ich mit diesen Gefühlen gehen sollte.

Sie fragte mich irgendwann, ob ich mal Lust hätte, mit ihr ins Kino zu gehen. Natürlich hatte ich das. Ich mag sie einfach sehr, dachte ich wieder, weil ich mich immer noch selbst davon überzeugen wollte. Der Film auf der Leinwand war mir wie das Mittagessen völlig egal. Da spürte ich erstmals diesen Kloss im Hals. Mit anderen Freundinnen war mir der Film im Kino nicht egal. Ich verdrängte dieses beunruhigende Gefühl, um das andere, viel schönere Gefühl zuzulassen. Das Highlight des Abends war, einfach nur zwei Stunden neben ihr zu sitzen. Nichts weiter. Es war für mich das Highlight des ganzen Jahres. Je bewusster mir das wurde, desto öfter empfing ich die Signale der Angst und einer sich anschleichenden Scham. Nach dem Film gingen wir in eine Bar, wo sich meine schönen und unschönen Gefühle miteinander vermischten. Es war ein ganz normaler, freundschaftlicher Frauenabend, aber für mich fühlte es sich wie ein Date an. Ein Date nur für mich. Dabei mied ich es schon bei richtigen Dates, sie *Dates* zu nennen. Ich war mit ihr ungewöhnlich nervös geworden, mit dieser unkontrollierbaren, inneren Aufregung, was ich mit Männern eigentlich immer bei mir vermisst hatte. Es war schön und aufregend, aber ich wollte nie um jeden Preis gefallen, was ironischerweise ihr Interesse an mir nur verstärkte. Mit ihr aber musste ich mir grosse Mühe geben, wie immer zu sein, wie mit meinen Freundinnen, wozu sollte ich ihr gefallen wollen? Vielmehr musste ich verbergen, wie sehr sie mir gefiel. Das war nur möglich, wenn ich eine Rolle spielte, die mir nun mal zufiel, damit sie mir nichts anmerkt. Ich wollte mich auch selbst von meiner Rolle überzeugen, um wenigstens irgendeine Rolle für sie zu spielen. Oscarreifes Kino musste ich plötzlich bieten, wo ich doch immer so viel Wert auf Authentizität und Ehrlichkeit lege. Schauspielen aber ist eine sehr fordernde innere Arbeit, nicht nur ein rein äusserliches So-tun-als-ob, keine leichtfertige Spielerei, nicht bloss raffinierte Täuschung.

Aus dem berühmten *Hamlet* von Shakespeare gibt es ein Zitat, das mich mal sehr berührt hatte: „*Ist's nicht erstaunlich, dass der Spieler hier, bei einer blossen Dichtung, einem Traum der Leidenschaft, vermochte seine Seele nach eigenen Vorstellungen so zu zwingen...*“

Als ich an diesem Abend wieder zuhause war, redete ich innerlich auf mich selbst ein: Was ist denn los mit mir? Was soll mit dieser Frau jetzt anders sein als mit allen anderen Frauen auch? Vielleicht ist das nur eine flüchtige, gleichgeschlechtliche Schwärmerei. Das könnten viele erleben, nur reden sie nicht drüber und schliessen auch keinen Bund fürs Leben. Sowas vergeht. Abwarten. Und sie heiratet bald, einen Mann. Mit mir arbeitet sie bloss. Was ich fühle, macht überhaupt keinen Sinn. Ja, genau! In zwei Monaten sehe ich sie schon mit ganz anderen Augen. Nein, schon in einem Monat. Bald schon. Nein, morgen! Denn ich muss ja wieder zur Arbeit...

Am nächsten Tag wollte ich mich an meine Selbstgespräche vom Vorabend gar nicht mehr erinnern. Zur Arbeit ging ich plötzlich ungewöhnlich gern. Verdammt gern. Die Arbeit selbst aber fiel mir verdammt schwer. Viel schwerer als sonst. Ich hätte am liebsten den ganzen Tag nur mit ihr gesprochen und gelacht, sie einfach nur angesehen und um mich gehabt. Wie oft dachte ich mir, wenn ich die viele Arbeit meines Chefs auf dem Schreibtisch oder am Computer sah: Lass mich doch in Ruhe mit Deinem langweiligen Scheiss! Ich habe viel Wichtigeres im Kopf! Etwas ungeheuer Bedeutendes! Was? Sie. Ich hatte einfach keine Zeit für die Arbeit, weil ich über das nachdenken wollte, was sie im Büro erzählt oder worüber sie gelacht hatte, oder ich musste mir ihr Gesicht wieder ins Gedächtnis rufen, wie es gerade eben noch ausgesehen hat. Täglich spulte ich in mir den Film des Arbeitstages zurück, um nur dort zu stoppen, wo sie ins Bild kam. Mit Vorfreude auf die neuen Bilder, die noch kommen würden. Im Rausch dieser Freude störte mich einfach alles und jeder, der nichts mit ihr zu tun hatte. Liebe kann das Leben erheblich vereinfachen, weil sie alles aufs Wesentliche reduziert. Plötzlich geht einen nicht mehr so viel an. Der Fokus wird nur noch auf das gerichtet, was einen tief berührt. So ging es mir. Ich konnte viel mehr ausblenden von der Welt, aber ich wusste auch, dass ich den Grund für meinen erfreulichen Fokus genauso ausblendete, und was dieser Grund noch mit sich bringen könnte. Dass ich meine Arbeit noch gut und schnell erledigen konnte, lag nur daran, dass ich schleunigst alle Ablenkung von meinem wahren Fokus loswerden wollte. Den Kopf frei kriegen, der immer häufiger im aufgeregten Dialog mit meinem Herzen war.

Sie kam oft in mein Büro, um zu plaudern. Wann immer ich konnte, ging ich auch zu ihr. Ich liebte ihr Büro. Es duftete nach ihr. Diese ganzen langweiligen Akten und Büromöbel wirkten auf einmal ganz bezaubernd! Alles war bezaubernd geworden, sogar ich, als wäre eine neue Sonne in mir aufgegangen. Alles wurde hell und warm. Dieses imaginäre Streichholz brannte ständig vor meinen Augen. Ich war glücklich. Beunruhigend glücklich, aber glücklich.

Mein Chef kam mal auf mich zu und beschwerte sich, dass sie so oft in mein Büro kam, das neben seinem lag. Die Räume waren hellhörig und er von der ganz alten Schule. Er brauchte Ruhe. Ich zeigte mich unbeeindruckt, da meine Arbeit immer getan war. Dieser ganze langweilige Scheiss, der mich von ihr ablenkte, vom wirklich Dringenden. Letzteres sagte ich natürlich nicht. Da ging er wieder. Halt doch die Fresse, dachte ich mir. Ich dachte es nur und sagte ihr nichts davon. Auch nicht, dass jedes Mal, wenn die Tür aufging und sie hereinkam, mein Herz stehenblieb, als müsste es nirgendwo mehr hin, als wäre es angekommen. Ich wusste natürlich, dass das nicht wahr ist, dass ich mit meinem Herzen schön wieder weiterziehen sollte, aber ich wollte mir diese innere Sonne nicht nehmen lassen, indem ich mir sagte: Ja, ich weiss... aber ich darf es doch wenigstens fühlen, still für mich, wann immer ich sie sehe und höre, wann immer sie lächelt, einfach nur da ist. Ich darf es doch fühlen, auch wenn ich es nicht sagen, nicht zeigen darf. Immerhin darf ich aber alles sagen und zeigen, was sie sagt und zeigt. Alles, nur nicht auf eine Weise, die *too much* wäre.

Ich glaube, dass ich mir meines Zustands wegen dieser Frau erst durch sie klar geworden bin. Sie war der Grund und die unmissverständliche Erklärung, als sie mir ein paar DVDs brachte. Einer der Filme war eine Liebeskomödie, die ich mir nur ansah, weil sie von ihr war, und weil mich die Handlung aufwühlte. Es ging um eine Frau, die soeben einen Mann heiratet und sich in eine Frau verliebt. In die Floristin, die für die Blumen an ihrer Hochzeit zuständig ist. Beide verlieben sich ineinander. Auf den ersten Blick natürlich. Wie beschissen vertraut das war, bloss dass es bei mir nur um *meinen* ersten Blick ging. Der Film zeigte ein Happy End für alle Beteiligten. Sogar für den Ehemann. Selbst die Eltern der beiden Frauen waren am Ende entzückt von dieser verblüffenden Wendung. Alles ganz wundervoll! In der letzten Szene dann ein kitschiger Song, der sich wie eine Ohrfeige anfühlte: „*Imagine me and you, I do, I think about you all the time, day and night...*“ Ich war kitschig geworden. Richtig kitschig. Ausser Kontrolle. Die Komödie schien über mich zu lachen, die ausgerechnet sie mir gegeben hatte, damit ich sie mir ansah. Wie bitter ironisch das Leben doch sein kann... Eigentlich ist das Ganze ja zum Schreien komisch, dachte ich, als ich die DVD wieder in die Hülle steckte. Ein „Haha“ für Zuschauer, vielleicht auch ein „Aww...“ – aber ein „Oh mein Gott!“ für alle Beteiligten.

Kurze Zeit später, im Frühling, hatte sie dann auch wirklich geheiratet. Am Vortag ihrer Hochzeit ging ich zufällig an einem Blumenladen vorbei. Ich blieb stehen und sah hinein. Ich stellte sie mir vor, wie sie ihren glücklichsten Tag erleben würde. Noch zögerte ich, den Laden zu betreten. Ich schien es seltsam zu wollen wie nicht zu wollen. Dann ging ich hinein. Warum

tue ich das jetzt, fragte ich mich. Weil das normal wäre, weil sie morgen heiratet, weil sie liebt und geliebt wird, weil sie das verdient hat, und weil ein Blumenstrauß von mir ein Symbol dafür sein könnte, dass ich weiss, was richtig ist, auch wenn ich nicht richtig fühle, und dass das Glück von Liebenden und Geliebten unantastbar sein sollte. Selbst in Gedanken und Gefühlen, die frei, aber nie ohne Konsequenzen sind. Das Leben ist ja keine Komödie, dachte ich. Eine, in der am Ende alles immer gut und nichts wirklich tragisch ist. Unter normalen Umständen hätte ich ihr die Blumen persönlich kurz vorbeigebracht. Das schaffte ich unter meinen abnormalen Umständen nicht. Ich werde ihr also diesen Blumenstrauß per Kurier zukommen lassen, dachte ich, auch weil sich an diesem einen Tag in ihrer Welt alles nur um die Liebe drehte.

Sie rief mich an diesem Tag an (vielleicht war es auch am Vortag, und in meiner Erinnerung wurde dann aus der ganzen Woche der Hochzeitstag). Vormittags klingelte es bei mir, glaube ich, als sie sich gerade die Haare für die Hochzeit machen liess. Ich war überrascht, dass sie ausgerechnet mich anruft. (Die Ironie hatte es damals wirklich auf mich abgesehen.) Aufgeregt und gut gelaunt klang sie. Sie trank einen Prosecco. Ich stellte sie mir vor, wie sie dort vor dem Spiegel sitzt und sich auf ihren neuen Lebensabschnitt freut. Es kam mir vor, als wolle sie ihre Stimmung an diesem Tag mit mir teilen, einfach plaudern, weil sie in mir vielleicht eine neue gute Freundin sah. Das rührte mich sehr, aber ich fühlte mich auch schuldig. Nach dem Telefonat dachte ich: Wenn sie nur wüsste, wie es mir heute geht... aber gut habe ich den Blumenstrauß bestellt, von dem sie – wie von meinen Gefühlen – auch noch nichts weiss. Wenigstens Blumen von mir werden sie heute freuen. Eine solche Freude machen sich gute Freundinnen. Ja, das dachte ich, nachdem ich ihre gutgelaunte Stimme gehört hatte. Jetzt krieg Dich endlich wieder ein! Freu Dich einfach über ihre Freundschaft und über ihre Hochzeit. Und wer weiss: Vielleicht lernst Du ja demnächst wieder einen Mann kennen, verlobst Dich selber in einem Jahr, ganz klassisch und konventionell, wirst sogar schwanger, und diese ganze Geschichte wird wirklich bloss eine unglaubliche Komödie sein, über die Du heimlich lachen wirst, aber bestimmt nicht mit ihr. Sowas glaubte ich tatsächlich, dass man Gefühle ignorieren könnte, sie auf eine mögliche andere Person richten, quasi umleiten, sie vom eigenen Willen steuern lassen kann. Tja, ich aber habe nicht einmal mehr gewusst, dass es noch andere Männer oder Frauen auf der Welt gibt. Ich wusste es schon, aber es interessierte mich nicht.

Irgendwann nach ihrer Hochzeit nahm ich an einem Freitagabend ihre Einladung zum Dinner bei ihr zuhause an. Ihr Mann war geschäftlich im Ausland. Mit sehr schlechtem Gewissen einer guten Freundin bin ich hin, aber auch mit einem Hoffnungsschimmer: Wer weiss, dachte ich,

vielleicht wird dieser Abend alles verändern. So ganz allein mit ihr, völlig ungestört, ohne die ständigen Unterbrechungen bei der Arbeit, ohne andere Leute in der Öffentlichkeit. Das ist doch was ganz anderes. Man nimmt einen Menschen viel besser wahr, wenn man mehr Zeit mit ihm in einem Raum oder in einer Wohnung verbringt. Es könnte ja sein, dass ich doch noch etwas wahrnehme, das mich stört, dass ich sie ganz gewöhnlich finde und nach dem Essen schon auf die Uhr blicke, um mich bald mal auf den Weg zum Bahnhof zu machen. Das könnte doch sein, oder? Dass ich plötzlich wieder ganz die Alte bin, die einfach eine Arbeitskollegin besucht, aber sich dann doch aufs Wochenende freut, das nichts mehr mit der Arbeit zu tun hat. Ja, sowas hoffte ich tatsächlich, dass ich dann wieder nach Hause komme und über mich selbst lache, über meine gleichgeschlechtliche Schwärmerei, die reine Einbildung war. Vielleicht aus Langeweile im Büro. Sowas Verrücktes gibt's ja auch nur in Filmen, die wir Komödien nennen. Ich wollte also einen oder mehrere Gründe finden, sie endlich nur noch zu mögen, wie sie mich mochte, ohne dass der bloße Klang ihres Namens mich innerlich schon jubeln liess, wann immer ihn jemand im Büro ausgesprochen hatte.

Als sie mich in der Wohnung begrüßte und ich in ihr lächelndes Gesicht sah, vergass ich schon, was ich mir vorgenommen hatte: Argumente gegen meine Gefühle zu finden. Es war genau andersherum: Ich fand noch mehr Argumente für sie. Das heisst, ich suchte sie gar nicht. Sie waren einfach da, weil *sie* da war. Sie und diese Harmonie, die ich mit ihr verband. Der Abend war mir gar nicht lang genug. Ich weiss noch, wie ich neben ihr in der Küche stand, als sie am Herd gerade das Essen schöpfte. Nichts Besonderes. Ich stand nur neben ihr und half ihr beim Schöpfen. Wir redeten und lachten über irgendetwas. Es war nichts, und es war alles für mich. Und das war ganz und gar nicht gut. Keine Einbildung. Viel mehr als blosser Schwärmerei. Wenn ich ihr dann am Tisch zuhörte, sah ich vor mir für Sekunden, wie ich nicht einfach nur mit ihr da sass. Als hätte ich ganz kurz meinen Körper verlassen. Ich konnte mich selbst sehen, wie ich sie in den Arm nahm, sie küsste, und wie sie überrascht, aber gerührt darauf reagierte. Wie in einer anderen Dimension, in der das vorübergehend erlaubt und erwünscht war. Sowas sah ich dann, während ich ihr gegenüber sass. Für unkontrollierte Sekunden nur. Bis die Realität mich wieder ermahnte, mein Herz und meinen Kopf zurück in meinen Körper zu versetzen, wo er seinen Platz auf dem Stuhl nicht verlassen sollte. Und doch: Sie berührte mich die ganze Zeit, ohne mich zu berühren, ohne je entschlossen auf mich zuzugehen, irgendwas aufzuknöpfen, mich küssen und irgendwelche Knöpfe am Körper drücken zu wollen. Das schien dort in ihrer Nähe überflüssig, weil sie mich ohnehin von innen heraus berührte, dass ich an diese berühmte, kitschige Songzeile denken musste: „*What a lovely way to burn...*“

Manchmal, in diesem Wahnsinn einer Verliebten, glaubte ich, auch von ihr aus eine Wärme zu spüren, einen liebevolleren Blick zu sehen, der länger währte, oder einen rührenden Ton in ihrer Stimme zu hören. Das hättest Du wohl gern, dachte ich sofort. Du bist eine Arbeitskollegin, die sie mag. Bestenfalls eine gute Freundin, die Du werden könntest, aber niemals sein wirst, weil Du vor ihr ein Geheimnis verbirgst, das sie schockieren würde. Ein Geheimnis, das Dich selbst immer noch schockiert, obwohl Du es schon kennst. Du siehst jetzt für Sekunden Dinge, die nicht da sind. Denk lieber an all die Dinge, die offensichtlich und kein Geheimnis sind: Du bist eine Frau – und sie ist eine Frau, die gerade einen Mann geheiratet hat. Du bist nur ein Gast in ihrer gemeinsamen Wohnung, in die Du nie eingeladen worden wärst, wenn das, was Du fühlst, kein Geheimnis wäre. Und Du solltest Dich schämen, dass Du jetzt dort bist, wo Du nicht sein darfst. Sie weiss das nicht, sie hat keine Ahnung, dass Du ihretwegen fieberst und brennst, aber Du weisst es, dass Du widerlich bist und dort nichts zu suchen hast, dass Du jeden Anstand und die Kontrolle verlierst.

So übel, wie zu der Zeit, sprach ich noch nie mit mir selbst. Als wäre die ganze Welt auf nur eine Person zusammengeschrumpft, als ob es sonst niemanden mehr gäbe, der es nicht zulassen würde, dass ich so mit mir selbst spreche. Diese eine Frau war plötzlich mein innerer Massstab, ein sehr strenger Massstab, und weil es unmöglich war, dass ihre Wahl auf mich treffen könnte, fühlte ich mich selbst unmöglich. Ich dachte an die Männer, die sich für mich interessiert hatten. Es war, als würde ich sie jetzt erst verstehen, als könnte ich ihnen nachfühlen. Mit ihnen zusammen war ich das Gegenteil von dem, was ich mit dieser Frau war: Ich war total frei, selbstsicher und wusste, was ich will, und was nicht. Ich war stark. Stärker als sie. Überlegener. Meine Gefühle für diese Männer waren nicht ohne Zuneigung, aber ich war nie von ihnen beherrscht. Ich blieb immer unabhängig von ihnen und hatte alles unter Kontrolle. Mich und diese Männer. Pure Ironie, die mich jetzt wieder trifft, dachte ich.

An diesem Abend verpasste ich einen Zug nach dem anderen. Ich schaute auf die Uhr und entschied mehrmals, den nächsten zu nehmen, weil wir gerade so schön miteinander sprachen. Es war spät geworden, nach Mitternacht und mir fiel es schwer zu gehen. Du musst, sagte ich mir. Gastfreundlich wie sie war, bot sie mir an, dort auf dem Sofa zu übernachten. Ich appellierte an meinen Anstand. Sie hatte ja keine Ahnung, was sie da tat. Darauf muss man auch erstmal kommen. Ich entschied mich fürs Taxi. Sie schlug vor, so einen Abend bei mir mal zu wiederholen, dass wir ein Datum dafür finden. In mir zog sich alles zusammen. Klar, machen wir, sagte ich.

Ich hätte sie beim Abschied so gern umarmt, viel länger, als es sich gehört. Eilig gab ich ihr die üblichen drei Küsschen, berührte sie leicht am Arm und ging hinaus. Als wäre es ein

ganz gewöhnlicher, angenehmer Abend unter Frauen gewesen, wie es für sie einer war. Mit einer sympathischen Arbeitskollegin, die man gern mal besuchen will, aber an die man nicht ständig denken muss.

Im Taxi bekam ich gar nicht mehr mit, wohin der Fahrer fuhr. Ich wandte mich ganz nach innen: Ich vermisse sie jetzt schon, dachte ich, obwohl ich gerade eben bei ihr war. So schnell vermisst man keinen, den man täglich bei der Arbeit trifft. Das ist nicht gut, gar nicht gut. Ich musste mich beruhigen, mich zu guten Gedanken zwingen: Keine Panik. Alles ist gut. Es ist ja *bloss* eine harmlose, stille Liebe, die nur ich fühle. Ich sage, zeige und tue ja nichts. Niemandem schade ich damit, aber dann dachte ich: Nein, Liebe ist kein Bloss.

Zuhause zog ich meine Jacke noch gar nicht aus. Ich ging gleich ins Wohnzimmer, wo ich mich in Dunkeln in meinen Sessel setzte. Versteckt vor mir selbst. Ich spürte einen dicken Kloss im Hals. Die Tränen kamen mir. Sie hatte mir noch eine Nachricht geschickt, ob ich gut heimgekommen sei und bedankte sich für den schönen Abend. Ich antwortete ihr und dankte ihr auch. Ich dankte ihr – und beschimpfte mich.

»Und was mache ich jetzt?« fragte ich mich dort im Dunkeln. Was sollte ich schon machen? Nichts. Das war alles, was ich tun konnte. Nichts. In diesem Augenblick wusste ich, dass es mir doch nicht reichen würde, nur still für mich zu fühlen, dass aber genau das für immer reichen musste. Da ahnte ich es schon, dass es von nun an keine Sonne mehr in mir geben würde und kein Glück.

Was ich mir von da an wünschte, ging zu weit. Sie zu umarmen und zu küssen ging ja noch. Was darüber hinausgegangen wäre, zensierte ich zuvor noch im Kopf. Ich zensierte tatsächlich meine eigene Fantasie. Denn was ich sonst noch gewollt hätte, verstand ich da noch gar nicht so recht. Also ja, doch, es war mir klar, aber es war so fremd und beängstigend. Ich hatte es damals noch nicht erlebt, mit einer Frau, und doch wollte ich sie dazu bringen, sich auf jede erdenkliche Weise gut zu fühlen. Mehr als nur gut. Als Mensch und als Frau. Dass alles so perfekt wäre, wie es sich meine Fantasie nur vorstellen kann. Aber was, wenn ich was falsch machen würde? Ich hab das doch nie gemacht... grosser Gott! Aber was überlege ich mir denn da eigentlich? Ich werde gar nichts machen! Warum beschäftigt mich etwas, was mit ihr nie passieren wird? Es war alles so verwirrend, da ich eine Frau bin, dass ich mir manchmal wünschte, keine zu sein. Warum bin ich eine Frau und kein Mann, fragte ich mich oft. Als wäre dann alles anders gewesen. Nicht weil ich ein Mann hätte sein wollen, sondern weil ich wusste, dass nur ein Mann sie so fühlen lassen konnte, wie ich es gern getan hätte. Und diesen Mann hatte sie ja bereits geheiratet... Was für eine Achterbahn im Kopf, zu viel auf einmal, wo doch

alles so geradeheraus klar war: Worüber ich mir so chaotische, überfordernde Gedanken machte, war damals bei dieser Frau völlig irrelevant, weil völlig unerwünscht.

Es war schon Herbst, als wir uns frühmorgens mal vor Arbeitsbeginn im Starbucks trafen. Sie hatte mir am Abend zuvor geschrieben, ob ich Lust dazu hätte, aber dafür am Morgen früher los müsste. Ich bin kein Morgenmensch. Alles ist mir morgens zu früh, was ich nicht gern mache. Natürlich komme ich gern, antwortete ich, und wusste sofort, wie falsch, schwach und unkontrolliert das war. Es erfüllte mein Herz, mich dort allein mit ihr in ein Café zu setzen. Egal zu welcher Uhrzeit. Wenigstens das, dachte ich. Sie hatte aber keine gute Laune. Genervt sah sie aus. Für Momente glaubte ich, dass ihre Gesichtszüge und ihr strenger Blick *mich* meinten. (Gleich wird sie es sagen: „*Du, hab da was bei Dir gemerkt, was gar nicht geht! Sorry, aber sowas kann ich mir nur mit einem Mann vorstellen, und den hab ich geheiratet! Ist das jetzt soweit klar für Dich?*“)

Sie sass auf einem dieser gemütlichen Hocker. Sie stützte ihre Arme auf ihren Beinen ab und verschränkte die Hände ineinander. Mit ernstem Blick. Sie hatte sich am Tag zuvor über ihren Mann geärgert und musste das erzählen. Einer Frau, die sie mochte, von der sie glaubte, dass sie sie verstehen würde. Ich hörte ihr zu, während mein Schuldgefühl an die Spitze getrieben wurde. Sie hatten sich wohl gestritten, wie alle Paare das mal tun. Sowas ist normal und schmälert die Liebe nicht. Oft ist ein Streit wegen Nichtigkeiten ein Ausdruck dafür, wie tief die Bindung ist. Was sollte ich also darauf erwidern? Er ist nicht der Richtige für Dich? Woher sollte ich das wissen? Verliebte haben dafür kein Urteilsvermögen. Ich wusste nur, was sich für mich richtig anfühlte. Und ich hatte kein Recht, ihr bei irgendwas zuzustimmen oder ihr etwas zu raten, was ihren Mann anging. Ich sagte etwas Neutrales, Versöhnliches. Etwas Friedenstiftendes, was eine gute Freundin eben sagen würde. Es war ein unglücklicher, ironischer Zufall, dass sie ihre Worte an mich richtete. So unglücklich und ironisch wie der Zufall, dass ich mit ihr denselben Arbeitsplatz teilte. Ich wusste, dass ihr Gesichtsausdruck sich noch viel mehr verdüstert hätte, wenn sie an diesem frühen Morgen erfahren hätte, dass sie sich an eine Frau gewandt hatte, die ein Geheimnis in sich trug, mit dem sie nichts zu tun haben wollte.

Wir wiederholten später das gemeinsame Dinner in meiner Wohnung. Wieder fühlte ich mich sehr wohl, und es wollte mich einfach nichts stören, gleichzeitig aber war ich sehr angespannt und ungewöhnlich nervös, was ich angestrengt zu kontrollieren versuchte. Zur selben Zeit wollte ich das Gegenteil sein, entspannt und gut drauf, damit auch sie sich wohlfühlte. Als Gast

und gute Freundin. Da fühlte ich ganz besonders diesen schmalen Draht zwischen Schein und Sein, auf dem ich mich schon so lange bewegte. Es war schwierig, da die Balance zu halten. Als sie an diesem Abend gegangen war, fühlte ich so eine seltsame Bedrohung in mir, dass ich mir selbst irgendwie zu nahe komme, dass ich mich selbst verliere. Sozusagen meine Identität. Mein eigenes Ich, unabhängig davon, ob und wen ich liebe. Ich war *ich* und doch war ich es nicht. Es machte mir Angst, und diese Angst machte mich tieftraurig und erschöpft. Und das alles neben der Angst, dass sie etwas merken könnte, und mich dann nicht mal mehr kennen will. Ich hatte keine Kraft mehr, auch noch meinen Seelenzustand zu verleugnen. Er zeigte sich immer mehr in meinem Verhalten und in meiner Stimmung, auch wenn der Grund dafür verborgen blieb.

Eines Abends rief sie mich nach Feierabend zuhause an, um zu plaudern. Ihren Namen auf meinem Handy zu sehen, freute mich immer riesig und schmerzte mich auch. Wir unterhielten uns eine Weile, als sie dann *die* Frage stellte.

»Wie geht's Dir?«

»Gut und Dir?«

»Auch gut. Du wirkst aber in letzter Zeit etwas niedergeschlagen im Büro.«

»Bin nur etwas nachdenklich, hab vermutlich ein Tief.«

»Ja, das kann's geben, da muss man sich manchmal selber dazu zwingen, sich da wieder rauszuholen, um nicht ganz ins Loch zu fallen.«

»Stimmt, das mache ich, wird schon wieder besser.«

»Kopf hoch! Tu Dir was Gutes und geniess den Abend. Wir sehen uns dann morgen im Büro. Freu mich auf Dich!«

»Danke. Freu mich auch. Geniess Du auch den Abend!«

Als das Gespräch beendet war, bereute ich, dass ich mit ihr nicht einfach gelacht, mich nicht nur gut mit ihr unterhalten hatte, dass es kein schönes Gespräch war, das einem die Stimmung hebt. Ich erinnerte mich wieder daran, wie gut wir uns verstanden hatten, an den Humor, an die ungezwungene Herzlichkeit, und wie gern ich in ihr Gesicht gesehen hatte. Ich liebte es, wenn ich der Grund war, dass sie lachte oder nur lächelte, und ich wäre es gern gewesen, wenn sie es nicht tat. Wie gern ich doch immer mit ihr gesprochen hatte. Das allein bewirkte schon ein Hoch in mir. Kein Tief. Ich hatte auch immer diese mir völlig neue Sehnsucht, ihr etwas Neues zu sagen. Nicht das, was wir von allen möglichen Leuten jeden Tag zu hören bekommen. Etwas, das noch kein Mensch zuvor in seinem Kopf gedacht hat und es dann jemandem sagt, der diese Einmaligkeit spürt. Ich wollte ihr gegenüber Worte über die Lippen bringen, die ich nie zuvor gesagt habe, und die ihre Ohren noch nie gehört haben. Worte,

die sie im Innersten berühren. Und ich meine nicht den Dirty Talk, und auch nicht etwas, was die ganze Welt beeindrucken könnte. Ich wollte einfach eine neue Sprache haben, die für sie allein bestimmt ist. Für niemanden sonst. Ich wollte viel zu viel, wäre viel zu weit gegangen, und bin gerade deshalb nichts und niemand für sie geblieben. Ja, doch, eine nette Arbeitskollegin, die auf einmal viel zu oft niedergeschlagen und verschlossen war. Aber immer noch besser als jemand, mit dem sie nichts mehr zu tun haben will.

Mit diesen Gedanken liess ich mich aufs Sofa fallen. Ich lag einfach da. Ihre Stimme klang noch in meinem Kopf. »Wir sehen uns morgen im Büro. Freu mich auf Dich!« hatte sie gesagt. Ich legte meine Hände aufs Gesicht und weinte haltlos, wie ich es vor niemandem tun würde. Dort auf meinem Sofa liegend. Ohne einen Laut von mir zu geben, dass ich immer wieder husten und nach Luft schnappen musste. Sogar das Weinen schien verboten, wie der Grund, warum ich weinte.

Diese Frau war doch ursprünglich der Grund für mein inneres Glück geworden. Der Grund, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben gern zur Arbeit ging, und mich am Wochenende auf die Arbeit freute. Sie war der Grund für etwas Unmögliches, das möglich wurde. Jetzt war sie der Grund für mein Unglück, weil das, was mich glücklich gemacht hätte, unmöglich war.

Nein, ich darf mich nicht mehr auf sie freuen, dachte ich. So viel mehr auf sie freuen als sie auf mich. Das muss jetzt aufhören. Sie muss mir egal werden, damit sie nicht merkt, wie sehr ich mich freue, damit sie mich nicht hasst. Schaffe ich das? Wie mache ich das? Indem ich kaum noch was sage und zeige. Nicht mal mehr das, was sie sagt und zeigt. Ja, nur so geht es. Vielleicht ist es ganz gut so, dass ich niedergeschlagen auf sie wirke, dass sie wenigstens das merkt, wie ich mich selber einfach nicht dazu zwingen kann, mich aus diesem Tief rauszuholen, wie schwach ich bin, weil ich mich zu etwas ganz anderem die ganze Zeit zwingen muss. Etwas, das eigentlich normal sein müsste. Ja, das wäre eine Lösung. Für sie einfach keine angenehme Gesellschaft mehr zu sein, die man gern im Büro antrifft. Wir würden uns nicht mehr so gut verstehen, sie würde mich komisch finden. Kein Grund mehr, miteinander viel zu plaudern, wieder ins Kino zu gehen oder sich gegenseitig zum Essen einzuladen. Nur so komme ich da vielleicht wieder raus, aus diesem Tief. Und so kann es nie passieren, dass sie was merkt. Sie wird mich nicht mehr so mögen, es nie erfahren, wie ungeheuerlich ich sie mag.

Diese Gedanken erschöpften mich und ich schlief auf dem Sofa ein. Ich schlief tief und mehrere Stunden. Ich verschlief den ganzen Abend, an dem ich mir was Gutes tun sollte. Es war schon Mitternacht, als ich aufwachte. Ganz wach war ich da. Zu wach. Ich wusch mir das Gesicht und

traf meine Entscheidung. Ab morgen muss alles anders, alles wieder normal werden. Es muss. Wenn sie was merkt, dann würde sie wie ich abends voller Sorgen daran denken, wie sie fünfmal die Woche irgendwo hingehen muss, wo jemand ist, den sie lieber meiden sollte. Aus wäre es mit ihrer Harmonie. Nein, das muss jetzt alles sofort aufhören, auch dieses Gedankenkarussell, das nichts Neues mehr zu bieten hat.

Ich wurde unruhig. Extrem unruhig. Das kannte ich an mir nicht. Meine Seele fühlte sich auf einmal *hyperaktiv* an. Ich war hellwach und musste was tun. Vor allem reden, reden, reden. Aber mit wem? Am liebsten mit ihr. Um diese Uhrzeit? Darüber reden, wie niedergeschlagen ich bin? Niemals. Weder sie noch sonst jemand könnte mir helfen. „*Du bist eine Frau und liebst eine Frau? Grundgütiger! Ihr arbeitet auch noch zusammen? Fuck! Und diese Frau ist verheiratet und ganz normal? Himmel nochmal! Was denn noch?*“ Ich weiss doch längst selbst, was ich hören muss.

Ich lief in der Wohnung hin und her. Panik baute sich in mir auf. Panikattacken waren mir auch neu. Alles war doch ruhig. Ich war allein. Es war Nacht und nichts war passiert. Nichts Sichtbares. Ich öffnete eine Flasche Wein. Ein Glas nur, dachte ich. Das könnte mich wieder müde machen, mich zum Schlafen bringen. Nicht mehr denken und fühlen. Nur schlafen. Ich trank das Glas ziemlich schnell aus. Nichts. Keine Wirkung. Ich nahm die Flasche und das Glas ins Wohnzimmer und setzte mich wieder aufs Sofa. Noch ein Glas, dachte ich. So schnell wie möglich runter damit. Meine Gedanken kreisten immer noch. Ich hörte wieder ihre Stimme im Kopf. »Freu mich auf Dich!« Dann dachte ich wieder an meine Entscheidung, dass sie mir ab morgen egal werden würde. Mehr noch, ich würde kündigen! Ins Blaue oder gleich fristlos, es wird sich schon was Neues finden. Ja, das tue ich. Das ist die Stimme der Vernunft, auf die ich hören muss. Auf die Stimme des Anstands. Ganz genau. Jetzt noch ein Glas, schlafen gehen und morgen das Richtige tun. Das, was mir auch jeder raten würde.

Nach dem dritten Glas war ich immer noch nicht müde, dafür weinerlich. Ich hörte jetzt eine andere Stimme im Kopf. Keine vernünftige: Wenn ich das morgen tue, wenn ich eine gleichgültige Arbeitskollegin werde, mich nicht mehr auf sie freue, wenn ich kündige, weggehe, dann werde ich ja gar nicht mehr lieben. Das wird dann das Gegenteil von Liebe sein. Ich würde sie *verlassen*. Ja, irgendwie schon. Dass ich sowas Idiotisches denken konnte, machte mir bewusst, wie krank verliebte Menschen werden können, und dass es für diese Krankheit Arztzeugnisse geben müsste.

Ich schaff das nicht mehr, dachte ich. Hin und her gerissen zwischen lieben und nicht lieben dürfen. Zwischen: es macht mich glücklich und es macht mich unglücklich. Ich darf da gar nicht mehr hin, zur Arbeit, aber ich muss doch! Sollte ich dort anrufen und geradeheraus sagen,

was ich zu sagen habe? „*Sorry Chef, aber ich kann nicht mehr ins Büro kommen. Dort ist eine verheiratete Frau, die ich immer wieder ganz fest und lange umarmen möchte, die ich überall küssen, sie an jeder Stelle ihres Körpers berühren möchte, bis sie vor Erregung gar nicht mehr denken, nur noch fühlen kann, so randvoll und überschäumend, dass Sterne ihr durch die Seele und ihren Körper ziehen. – Das aber würde sie nicht wollen, was mich wiederum ganz schrecklich traurig und total arbeitsunfähig macht!*“ So in etwa? Ich wurde selbst rot, als ich mir das plötzlich so unzensiert und geradezu übermenschlich perfekt vorstellen konnte. Ein poetisches Genie der Liebe war ich. In der Theorie meiner Fantasie. Zutiefst verlegen machte mich meine eigene Vorstellungskraft, aber immerhin nicht länger verlogen.

Widerlich bin ich, dachte ich. Da waren sie wieder, diese üblen Selbstgespräche, für die es eine Hochschule für uns alle geben müsste. Auch sowas, was es nicht gibt, das es wirklich geben müsste. Auf einmal sah ich ihr Gesicht vor mir. Es sah aus, als hätte sie soeben mitbekommen, was ich mir vorgestellt hatte. Sie weiss es. Es steht ihr ins Gesicht geschrieben. Sie ist nicht schlecht gelaunt oder genervt, wie sie es im Café war. Sie ist viel schlimmer als das: schockiert und verängstigt, dass es mich von innen zerreisst. So sah ihr Gesicht aus, während ich wieder ihre so arglose Stimme am Telefon hörte. Sie hat ja keine Ahnung, dachte ich. Sie weiss doch gar nicht, wer ich bin. Ich weiss es selbst nicht mehr.

Und da schenkte ich mir noch ein viertes Glas Wein ein. Meine Hände zitterten und schwankten dabei. Ich war schon betrunken, weil ich zu schnell getrunken hatte. Zerreißen. Das Wort wurde mir plötzlich sehr präsent. Irgendwas muss jetzt reißen. Es muss was passieren. Ich bekam grosse Lust, das Glas Wein an die Wand zu schmettern, aber es konnte ja nichts dafür. Ich hob es bloss an meine Lippen und trank es aus. Alles auf einmal. Es schwindelte mir. Und was könnte ich jetzt zerreißen oder zerschmettern, wenn nicht mich? Das wahre Problem. Das einzige Problem. In diesem Moment aber verstand ich das gar nicht. Ich verstand es erst viel später, warum ich tat, was ich dann tat, was eine ganze Weile für mich nicht nachvollziehbar bleiben würde.

Ich habe die Kontrolle, meinen Verstand verloren. Ich liess mich gehen, um ziemlich tief zu fallen. Mit diesem Schwindel im Kopf ging ich in die Küche und suchte was Scharfes. Ein Steakmesser. Ich nahm es und setzte mich torkelnd wieder aufs Sofa. Alles drehte sich. Da war wieder diese Panik, die ich vor dem Wein schon gefühlt hatte. Meine Unruhe schien bis zum Maximum aufgedreht. Ich hielt sie nicht mehr aus. Die Luft blieb mir weg, als pressten sich grosse, starke Hände auf meine Lungen. So verrückt es klingt, so verrückt es auch war, aber um mich zu beruhigen, wieder atmen zu können, musste ich mir in den Arm schneiden. Ich zog eine lange Schnittlinie, an der sich Blut säumte. Meine Haut fühlte sich plötzlich fiebrig an.

Eine Glut schien von dort auszugehen, die immer stärker wurde, und aus der dann Schmerz wurde, der unangenehm war, aber auch unheimlich gut tat. Ich vergass alles, was ist. Ich wurde ruhig. Ich konnte wieder atmen. Alles war gut. Komisch war das. Ich fühlte mich erleichtert, weil ich es einfach tun und mir ansehen konnte, die Wunde und das Blut. Alles war sichtbar und gerade deshalb seltsam und dramatisch. Ich machte mir auch keine Gedanken darüber, ob ich eine Ader treffen könnte. Es war auch nicht meine Absicht. Ich wollte bloss diese Schnitte spüren und sehen. Also, machte ich weiter. Auf dem linken, dann auf dem rechten Arm. Es war wie eine kreative Arbeit. Ich spürte nichts als diese angenehme Glut des Schmerzes, die sich über meinen Armen ausbreitete. Sie war so viel präsenter als alles andere. Das muss es gewesen sein, dass ich an meinem Körper etwas aushalten wollte, was erträglicher war als das, was in meiner Seele war.

Natürlich hielt meine aussergewöhnliche Schmerzverträglichkeit nicht sehr lange an. Ich wurde müde, der Wein liess nach und ich wollte nur noch schlafen, aber dann tat mir jeder Schnitt weh. Ich wurde wieder nüchtern genug, um zu begreifen, dass ich jetzt doch irgendwas gegen diese Schmerzen tun sollte. Zuerst das Messer weglegen. Ich geriet nicht in Panik. Ich atmete frei. Ich war ganz ruhig. Ich weinte nicht mal. Da war so eine Nüchternheit, die viel tiefer ging, als hätte ich mir selbst eiskalt gesagt: Recht so, dass es wehtut, selbst schuld, Du bist ja nicht mehr normal. Jetzt schau, dass Du das alles wieder sauber machst und da draussen gut versteckst. Das kannst Du ja am besten.

Ich ging in die Küche und tupfte das Blut erstmal mit Haushaltspapier ab. Dann ging ich duschen und hielt den Strahl auf die Wunden. Da musste ich jetzt einfach durch, musste es aushalten. Ich hatte nichts da, um mich selbst zu verarzten. Beim Zähneputzen überlegte ich mir, was ich anziehen sollte, während meine Arme in Flammen zu stehen schienen. Es war Spätsommer, noch sehr warm draussen, aber ich musste was Langarmiges tragen. Ich trocknete mir die Haare und zog frische Sachen an. Bereit für den neuen Arbeitstag. Es war aber erst vier Uhr morgens. Also, legte ich mich noch etwas hin. Ich hatte Kopfschmerzen vom Wein. Die Wunden pulsierten unter den Ärmeln meines Shirts. Als es Zeit wurde, zur Arbeit zu gehen, steckte ich noch ein passendes Shirt in die Tasche, falls ich es wechseln musste. Ich tat das alles mit dieser tieferen Nüchternheit, einer unberührten Leere, was diese Nacht anging. Es tat sogar irgendwie gut, weil ich weniger an sie dachte. Ich machte mir nur Sorgen, dass die Schnittwunden nicht verheilen könnten, dass zu viele Narben bleiben, die ich auf ewig verstecken müsste. Ich würde aber Glück haben. Dieses Glück im Unglück, von dem man oft spricht. Es würde nur eine einzige Narbe davon bleiben. Eine kleine Linie der kürzeren Schnitte auf dem rechten Arm, die

heller ist als meine Haut. Sie würde bleiben. Als ein kleines, feines Mahnmal meiner ungeheuerlichen Liebe. Die Haut merkt sich alles, heisst es. Nein, nicht bloss die Haut.

Ich wollte unbedingt zur Arbeit, weil ich mit mir selbst nicht allein bleiben wollte. Auch das war etwas, was mir neu war, weil ich mich allein nie unwohl fühlte. Jetzt aber musste ich unter Leute, in den normalen Alltag, ganz normale, banale Dinge tun, und darauf achten, dass keiner was merkt. Wenn jemand meine Arme sieht, werde ich noch eingewiesen, dachte ich. Auf dem Weg zur Arbeit führte ich in Gedanken ein sehr ernstes Selbstgespräch: Wie konnte ich das nur tun? Ich bin doch sonst immer der ruhende Pol. Gemütlich und umgänglich. Messer, Gewalt, sowas liegt doch völlig jenseits meiner Gedankenwelt. Ich war nie dem Alkohol verfallen, noch nahm ich je Drogen. Ich kiffe nicht mal. Ich lebe so konventionell, wie man es nur sein kann. Kein exzessiver Lebenswandel. Nichts. Ich war nie jemand, der Liebe bei der Arbeit sucht, nicht mal dort, wo Menschen sie suchen. Nichts und niemanden habe ich *gesucht*, Herrgott nochmal! Und jetzt? Was ist aus mir geworden? Jetzt habe ich nur noch einen Grund mehr, warum ich sowieso nichts für diese Frau wäre... Neben den tonnenschweren anderen, dass ich eine gottverdammte Frau und nicht mit ihr verheiratet bin.

In der Stadt ging ich in die Apotheke, um mir eine Wundsalbe und Verbandszeug zu holen. Im Büro rieb ich auf der Toilette die Wunden ein, die ganz unangenehm unter den Ärmeln brannten. Mit dem Verband wickelte ich beide Arme von den Handgelenken bis zu den Ellenbogen ein. Da hörte ich ihre Stimme. Sie und eine Arbeitskollegin traten ins Vorzimmer und blieben redselig vor dem Spiegel stehen. Gut gelaunt schienen sie zu sein. Eine Laune, die ich nicht mehr zu bieten hatte. Meine Sunshine-Stimmung war weg. Ich schloss kurz meine müden Augen und hörte einen Augenblick lang ihrer Stimme da draussen zu. Dann krepelte ich meine Ärmel wieder runter, verstaute meine Nothilfe in den Hosentaschen und trat hinaus. Ich grüsste sie beide kurz, ging an ihnen vorbei und wusch mir die Hände, um den engen Raum schnell wieder zu verlassen.

Ab da blieb die Tür zu meinem Büro oft verschlossen. Früher hatte ich sie häufig offen gelassen, nur um zu hören, dass sie nebenan ist, oder sie zu sehen, wenn sie im Flur vorbeiging. Jetzt wollte ich sie aussperren und mich verstecken. Hinter dieser langweiligen Arbeit, die mir jetzt so schnell von der Hand ging, dass ich nicht mehr genug zu tun hatte, meine eigene Effizienz übertraf. Erst lenkte mich die Arbeit zu sehr von ihr ab, jetzt sollte sie mich von ihr ablenken.

Ich hatte nach dieser schrecklichen Nacht nicht gekündigt. Nicht, weil ich mir Sorgen um eine neue Stelle machte. Das schien das geringste Problem zu sein. Es war mir sogar egal, ob

ich was Neues finden würde oder nicht. Ich wusste nur nicht mehr, was schlimmer war: weiterhin dort zu arbeiten oder es nicht mehr zu tun. Sie täglich zu sehen oder nie mehr zu sehen. Die Wunden an den Armen schlossen sich mit der Zeit und vernarbten. Meine Haut und ich erholten sich erstaunlich gut davon, bis auf die eine Narbe, die ihren Ursprung nicht verrät. Ich raffte mich wieder auf und hatte bessere Tage. Tage, an denen ich alles besser ertragen konnte. Ich freute mich wieder, sie zu sehen, mit ihr zu sprechen. Es war aber nicht mehr dasselbe. Die Ungezwungenheit war weg. Wann immer sie herzlich und vertraut mit mir war, fühlte es sich an, als würde ich einen schweren Vertrauensbruch begehen, von dem sie nichts wusste. Nur ich. Sehr schwer zu verstehen war das. Nach und nach ging ich auf Distanz, um dann doch wieder den Kontakt zu suchen, aber nur im Büro. Ich schlug ihr keine Mittagessen und keine Dinner vor, um Begegnungen nur noch auf den Arbeitsplatz zu beschränken. Sie fragte nie nach dem Grund, oder hatte sich diese Gedanken vielleicht gar nicht gemacht. Ich blieb aber immer hin und hergerissen. Zwischen: Ich muss Abstand halten und: Ich vermisse sie. Mein Geheimnis schien sich wie eine riesige, alarmierende Blase vergrößert zu haben, die ständig schaurig sichtbar über mir flog, sichtbar nur für mich, wann immer sich unsere Blicke im Büro gekreuzt hatten.

Es war einer meiner gefühlt stärkeren Tage im Winter, als ihr Ehemann zu ihr ins Büro kam. Sie hatten irgendetwas zu besprechen und sassen an ihrem Schreibtisch. Die Tür war offen, jeder konnte sie hören und hineinsehen. Ich trat bewusst an die Türschwelle, grüsste in den Raum und reichte ihm die Hand. Er erhob sich für den Händedruck höflich vom Stuhl. Ich war mir nicht sicher, ob ich es aus einem Schuldgefühl heraus tat, oder um mir selbst ganz brutal und deutlich die Realität zu zeigen, wer wohin und zu wem gehörte, oder ob ich mir vielleicht auch eine Super-Antenne einbildete, die beim Händedruck sofort erfasste, ob er etwas Böses in sich verbarg. Sympathisch war er und freundlich. Meine Super-Antenne empfing nichts. Die Böse, die etwas verbarg, war *ich*. Hasste ich ihn trotzdem? Nein. Komisch. Warum nicht? Vielleicht war ich dafür zu realistisch und konnte mich zu sehr in ihn hineinversetzen. Er tat ja dasselbe, was ich auch tat: Er liebte sie. Das Recht hatte er. Er war ein Mann – ihr Mann – bei dem es ganz natürlich und normal war, ja in aller Augen sogar schön und willkommen, dass er sie liebte. Das war sein Glück. Für mein Unglück konnte er nichts. Niemand konnte was dafür.

Einige Wochen vergingen, als ich mittags in den Aufzug trat. Ich bekam nicht mit, dass ihr Mann sie wieder im Büro besuchte. Sie waren gerade in eine neue Wohnung umgezogen. Die Aufzugstür schob sich gerade zu, als ich seine Stimme im Treppenhaus hörte. »Halt! Ich komm auch mit!« rief er. Ich liess die Tür wieder aufgehen, da stand er neben mir und bedankte sich.

Sofort bereute ich, nicht die Treppe genommen zu haben. Ich fühlte mich schmutzig. Er lächelte freundlich und wechselte ein paar kurze Worte. Gut gelaunt war er und schien ein geselliger Typ zu sein. Einer, der sich gern mit Menschen umgibt und Kontakte knüpft. Die Aufzugstür schob sich wieder auf und wir gingen auf den Ausgang zu.

»Zum Glück ist bald Wochenende!« sagte er. »Komm doch mal zu uns zum Essen!« Mir blieb die Luft weg. Ich plapperte irgendwas Höfliches, etwas Verlogenes wie: »Vielen Dank. Kann ich gern mal machen.« Der Mann hat ja keine Ahnung, dachte ich. Darauf muss man auch erstmal kommen. Wir traten auf die Strasse und wünschten einander einen schönen Tag. Ich blieb vor dem Hauseingang stehen. Ungläubig rieb ich mir das Gesicht, als ob ich das alles vielleicht doch nur träumte, bestimmt bald aufwachen und erlöst werden würde. Nicht mehr verliebt, einfach wieder ganz normal werde. Ich zündete mir eine Beruhigungs-Zigarette an und jammerte in mich hinein: *Ich kann jetzt wirklich nicht mehr. Das würde doch kein Mensch mehr aushalten!*

So oft hatte ich es mir vorgestellt, mir vorgenommen, es ihr einfach zu sagen, es auszusprechen, mich von dieser Last zu befreien, wieder ganz Ich zu sein. Und ihr gleich darauf zu versichern, dass ich sofort kündigen und was Neues finden werde, damit sie mich nicht um sich haben muss. Aber wo hätte ich das sagen sollen? Bei der Arbeit? In einem Café in der Öffentlichkeit? Oder wieder allein mit ihr in einer Wohnung? Ich dachte an ihre Reaktion, an die schlechteste, die ich mir vorstellen konnte, an ihr fluchtartiges Verhalten, wann immer sie mir am Arbeitsplatz unausweichlich begegnen musste. Ich stellte mir vor, wie sie mich regelrecht hassen und ich nur noch eine unangenehme Erscheinung im Büro sein würde. Später wäre ich dann so eine seltsame, peinliche Erinnerung, die man Gästen zur Unterhaltung erzählt. Eine Erinnerung aus dem Jahr ihrer Hochzeit. Dem Jahr der schönsten Erinnerungen eines Menschen. Und dann kam die Erlösung: Sie hatte gekündigt. Gott sei Dank, dachte ich, als könnte ich bald schon aus einer imaginären Zelle heraustreten, in der ich eingesperrt war. Aber dann kam noch ein anderes Gefühl, das mich genauso gefangen nahm: Das Gefühl, als wäre jemand gestorben, der weiterleben wird, nur nicht in meiner Welt.

An ihrem letzten Arbeitstag ging ihr aus dem Weg. In den Wochen zuvor ging ich nicht mit ihr zum Abschied essen, wie es andere getan hatten. Sie hatte mich auch nicht gefragt, so distanziert wie ich geworden war. Meine Tür blieb verschlossen. Ausgerechnet an dem Tag hatte ich irgendein Dokument auf meinem Schreibtisch, das für sie bestimmt und irrtümlich bei mir gelandet war. Das machte mich wütend. Ich drückte es einer anderen Arbeitskollegin in die

Hand. Sie sollte den Kurier spielen, nach nebenan gehen, bloss ein paar Schritte von mir entfernt. In einen Raum, von dem mich eine dicke Wand trennte. Ich beneidete jeden dafür, der in ihr Büro ging, und mir war bewusst, wie lächerlich ich mich damit machte, ohne dass es irgendjemandem aufgefallen wäre. Uns Menschen fällt ja im vollgestopften Alltag erstaunlich wenig auf. Dabei hätte ich doch einfach zu ihr nach nebenan gehen können. Ich kann laufen. Ich habe eine Stimme. Ich habe die Worte. Das hätte ich tun können. Rübergehen in ihr bezauberndes Büro, ihr dieses unbedeutende Stück Papier auf den Schreibtisch legen und ihr ganz dramatisch sagen: *„Dein letzter Tag lässt mich nicht kalt. Ich erlebe heute die dunkelsten Stunden, weil ich es nicht ertragen kann, Dein Gesicht nicht mehr zu sehen.“* Aber sowas sagt ja kein normaler Mensch. Jemandem sein überschäumendes Herz hinhaltend. Jemandem, der damit nichts anfangen kann, der es nutzlos stehen lassen muss. Nein, sowas tut man nicht, schon gar nicht bei der Arbeit, aber auch nicht in dieser Welt, in der sich nicht alles um die Liebe dreht. Für die Liebe müssen wir uns jeden Tag den Raum erkämpfen. Einen Platz in einer dunklen Ecke finden, wo wir unsere Ruhe für sie haben, wo nicht alles vollgestopft ist mit Dingen, die wir brauchen sollen. Dinge, die uns nur ablenken, und davon abhalten, sowas Verrücktes zu tun, wie ich es gern getan hätte. Etwas, das wirklich wichtig und dringend gewesen wäre.

Häufiger als in all diesen Monaten dachte ich an diesem, ihrem letzten Tag, daran, es auszusprechen. Ich dachte intensiv daran, während ich ihr aus dem Weg ging. Sie würde es hören und nie wieder an diesen Ort zurückkehren müssen. Es wäre mit Sicherheit der schrägste letzte Arbeitstag, den sie je irgendwo erlebt hatte, aber es wäre der letzte. Ich stellte es mir immer wieder vor, wie ich aus heiterem Himmel in ihr Büro gehe, die Tür hinter mir schliesse und alle anderen aussperre. Sie und ich allein in diesem Raum. Ungestört. Für ein paar Minuten. Ein letztes Mal. Wie überrascht und etwas verwirrt sie mich dann ansieht. Wie ich meine Hände auf ihrem Schreibtisch abstütze, tief einatme und ihr dabei direkt in die Augen sehe.

»Du fragst Dich jetzt sicher, was das soll, warum ich hier bin«, sage ich zu ihr.

»Ääh... ja«, antwortet sie und lacht, ohne es lustig zu finden. »Was ist denn los?«

»Ich muss Dir unbedingt etwas sagen, bevor Du gehst. Es ist mir sehr wichtig«, sage ich und warte auf eine Regung in ihrem Gesicht. Ihre Wangen röten sich. Sie fühlt sich unwohl. Das kann ich ihr ansehen. Ihre Augen wirken alarmiert, ratlos, überfordert. *Was soll das denn jetzt noch*, wird sie vermutlich denken. Mein Schweigen und die Stille sind ihr jetzt peinlich.

»Ja, was?« fragt sie ein bisschen schroff. Der Geduldsfaden in ihr ist angespannt. Ich muss es jetzt sagen und höre mögliche Sätze in meinem Kopf: *Du hast mir hier viel bedeutet. Mehr als ich es sagen kann. Ich werde Dich nie vergessen. Ich wünsche Dir ein erfülltes und*

glückliches Leben. Kitschige, umständliche Sätze. Ohne Kern. Ohne Fakten. Ich höre sie in meinem Kopf, während mein Körper glüht und meine Stimme mich verlässt. Blockiert. Meine Stimme hat die Sprache verloren. Ich bin kurz davor, komplett die Fassung zu verlieren, als ich plötzlich doch noch auf mein Herz höre.

»Ich liebe Dich. Die ganze Zeit schon«, sage ich und schaue nicht weg, aber der Kopf schwindelt mir. Ich sehe sie an. Ich halte es aus. Alle Uhren der Welt scheinen stehen geblieben zu sein. Ihre Augen wirken starr, wie bei Menschen, die gerade etwas sehen und hören, was sie nicht glauben können, was jenseits von allem liegt, was sie kennen oder sich vorstellen können. Menschen mit solchen Augen folgen immer einem Fluchtreflex. Sie hält meinen Blick nicht aus und schaut weg. Zur Seite. Auf den Boden. Dann schaut sie Halt suchend auf ihren Schreibtisch, wo banale, normale Dinge rumliegen. Nur ganz normale Dinge. Sie weiss, dass sie jetzt darauf irgendwas sagen muss, damit diese peinliche Szene ein Ende hat.

»Ich weiss gar nicht, was ich jetzt sagen soll«, antwortet sie schliesslich. Sie schaut mich wieder an. Unfreiwillig, erzwungen neutral, weil sie es aushalten, da jetzt einfach durch muss. Sie zuckt leicht mit den Schultern, während ihre Hände unter ihrem Schreibtisch verschwinden. Ganz automatisch. Ohne, dass sie es will. Ihre Körpersprache hat die Kontrolle übernommen. Ohnmacht, Verlegenheit und Rückzug zeigt sie mir damit. *„Und was soll ich jetzt machen? Ich hatte ja keine Ahnung. Tut mir auch leid für Dich, aber bitte geh jetzt.“* Das ist eigentlich das, was sie wirklich sagt. Nichts Unerwartetes.

»Du musst gar nichts sagen«, antworte ich gleich, um sie zu erlösen. »Alles Gute Dir« sage ich noch, trete von ihrem Schreibtisch zurück und verlasse ihr Büro. Sie wird mit diesem „WTF“-Blick an ihrem Schreibtisch sitzen und denken: *„Wie gut, dass ich hier meinen letzten Arbeitstag habe!“* So hatte ich es mir noch vorgestellt. Als fast schon alles überstanden war.

Sollte ich mir das auch noch antun? Warum noch erleben, was ich schon im Kopf, in einer anderen Dimension, vorausgesehen habe? Es war *meine letzte Chance*, an diesem einen Tag, mir selbst noch eine Stimme zu geben, und diesen drei grossen, von so vielen Menschen schon abgenutzten Worten. Sie hätten an meiner einseitigen Liebesgeschichte nichts geändert, aber ich hätte sie von mir selbst gehört. Diese drei Worte, wie ich sie vor dem Menschen sage, der sie hören sollte. Damit ich sie später jemandem sagen kann, der sie hören will.

Die Zeit verstrich, wie sie immer verstreicht, und der Feierabend kam. Ich sass mit meinem Chef an der Buchhaltung. In seinem Büro, in dem es eine Verbindungstür zu meinem gab, die offen stand. Ich sass dort mit ihm, an diesen ganz schrecklichen Zahlen, die jenseits aller Liebe und Leidenschaft sind. Oft blickte ich auf die Uhr. Bald würde sie gehen und ich bin hier

gefangen. Vielleicht geht sie dann einfach, ohne was zu sagen. Ich wünschte es mir und ich fürchtete es.

»Du scheinst mir heute nicht ganz bei der Sache zu sein«, sagte mein Chef und grinste.

»Ja, entschuldige bitte, hab nicht viel geschlafen. Buchhaltung ist heute nicht gerade das Richtige für mich«, antwortete ich. Mir war bewusst, dass ich an dem Abend genauso aussah, wie mir an diesem Tag zumute war. Schrecklich traurig, übermüdet und innerlich ausgebrannt. Darauf spricht einen ja keiner an, wo man wach sein und für eine Sache brennen sollte. Ich hatte keine Kraft mehr, irgendwas zu überspielen, aber ich tat es wohl schon aus Gewohnheit. Nicht mehr ganz so überzeugend, aber ich tat es. Warum sieht das denn keiner, fragte ich mich. Weil ich nicht will, dass jemand es sieht, und doch würde es so gut tun, dass jemand mir diese schwere Maske vom Gesicht reisst, um mein eigenes wiederzubekommen, das ich heimlich verloren hatte. Es wäre alles so viel leichter, nicht mehr sein zu müssen, wer ich nicht bin. Wie vielen Menschen geht es noch so? Viel zu vielen. Auch denen, die nicht verliebt sind, und denen, die es gern wären.

»Buchhaltung ist immer eine leidige Angelegenheit«, sagte mein Chef. »Komm, nehmen wir uns zusammen und bringen es hinter uns! Dann ist es getan!«

In meiner Verzweiflung glaubte ich, dass er mit jedem Wort eine Botschaft für mich hatte. Diesmal dachte ich nicht, dass er einfach die Fresse halten sollte. Er war jetzt eine Art Rettungsanker geworden. Er lenkte mich ab vom Fühlen, damit ich denken und funktionieren konnte. (Ich glaubte manchmal sogar, dass gerade er, der Chef von der ganz alten Schule, der immer über seinen langweiligen Zahlen sass, und der sich an ihrer Stimme in meinem Büro so störte, vielleicht der einzige dort war, der *es* bemerkt hatte...) Ja, bringen wir sie hinter uns, diese leidige Angelegenheit, dachte ich. In meinem Büro klopfte es an der Tür. Schwindel erfasste mich. In mir zog sich alles zusammen, zu einem reduzierten, reglosen Klumpen.

»Hallo? Darf ich kurz stören? Ich wollte mich nur schnell verabschieden!« Da war sie wieder. Ihre Stimme, die ich hörte, noch bevor ich sie sehen konnte. Wie an dem Tag, als ich sie zum ersten Mal gesehen hatte. Der Moment ist gekommen, dachte ich, und ich hatte Angst sie zu sehen, wie sie geht und nie mehr wiederkommt. Es ist besser so. Für sie. Für mich. Für alle. Das war mein Trost. Die Wand, vor der ich sass, versperrte mir die Sicht auf sie. Ich stand auf, um in den anderen Raum zu gehen. In mein Büro, in dem sie jetzt zum letzten Mal stand. Mein Chef blieb sitzen und rief ihr was Nettes zum Abschied entgegen. Ich wusste, dass er uns jetzt beide in seinem Büro am Sitzungstisch hören konnte. Das war meine allerletzte Chance, ihr noch ein Zeichen zu geben, damit wir vor die Tür treten, und ich ihr sage, was mir ihr Abschied wirklich bedeutet, dass er alles andere als kurz und schnell für mich sein würde, und

dass sie mich nie auch nur eine Sekunde gestört hat. Das alles dachte ich aber bloss. Nein, ich dachte *und* fühlte es zur selben Zeit, als ich sie dort in meinem Büro stehen sah, während ich auf sie zuing. Die Grösse, ihr das auch zu sagen, und mich dann am winzigsten zu fühlen, hatte ich nicht.

Sie lächelte freundlich und hatte alle ihre Sachen dabei. Es war offensichtlich, dass sie froh war, jetzt gehen und woanders neu anfangen zu können. Den meisten geht es so. Was soll ich jetzt noch mit ihr vor die Tür gehen, was noch sagen? Sie hat doch damit überhaupt nichts zu tun, dachte ich ganz nüchtern. Alles hat mit ihr zu tun, aber auch nichts. Es war mein Problem, nicht theirs. Mein Herz und nicht das Ihre. Ich stand vor ihr und umarmte sie innerlich, wie so oft nur in meiner Vorstellung. Ich umarmte sie ganz fest und lange. Mit diesem dramatischen Glanz in den Augen. In Wahrheit stand ich nur da, gab irgendwelche abgedroschenen Floskeln von mir, die üblichen guten Wünsche einer Arbeitskollegin. Ich muss müde gelächelt haben, als käme ihr Erscheinen jetzt gerade nur sehr ungelegen, dass ich viel zu tun hatte. Mit irgendeiner leidigen Angelegenheit, die ich hinter mich bringen wollte. So muss ich gewirkt haben, während mir sehr nach weinen zumute war, mich gehen zu lassen. Noch diese letzten Augenblicke, dachte ich. Halte nur das noch durch.

»Wir schreiben uns sicher mal«, sagte sie, immer noch lächelnd, wie man das so freundlich beim Abschied sagt.

»Ja, klar«, erwiderte ich. »Schön, dass Du hier warst.« Dann kam dieser Moment, in dem die Szene jetzt ihr Ende finden musste. Ich dachte an meinen Chef, wie er ungeduldig auf die Uhr sah, mit seinen Zahlen auf mich wartete. An ihn zu denken, und daran, was ihn in diesem Augenblick interessierte, war jetzt genau das Richtige. Kollegial und eilig trat ich an sie heran, berührte sie nur leicht am Arm und gab ihr diese normalen drei Küsschen. Flüchtig, hinter mich bringend, dass es getan war. Wir verabschiedeten uns, wie es sich gehört, wie es mir unbeschreiblich wehtat. Ich habe sie nicht mal raus begleitet, als wäre sie nur *irgendeine* Arbeitskollegin von vielen gewesen. Ahnungslos verliess sie mein Büro und schloss die Tür hinter sich zu. Die Tür zwischen ihr und mir. Überstanden, dachte ich. Ich hab's geschafft. Was für ein bitterer Triumph das war... gewonnen und verloren zu haben.

»Und weiter geht's!« sagte mein Chef und grinste, als ich mich wieder zu ihm setzte.

Als ich an diesem Abend spät aus dem Büro kam, die schrecklichen Zahlen hinter mir lassen konnte, blieb ich vor dem Gebäude stehen. Ich nahm ein paar tiefe Atemzüge, um mir dann eine Beruhigungs-Zigarette anzuzünden. Es ist vorbei, dachte ich. Mein Arbeitsplatz war wieder bloss ein Arbeitsplatz. Fast so, als hätte ich tatsächlich eine leidenschaftliche Affäre gehabt, die

nun ihr Ende fand. Das Herz hatte mehr erlebt und empfunden als Kopf und Körper, deutlich mehr, als bloße Affären auslösen können, viel mehr als wirklich passiert war. Nichts war passiert, während ich alles gefühlt hatte. Als wäre es eine lange Beziehung gewesen, die nur ich geführt hatte. Eine Beziehung, die ohne Namen und ohne Stimme war, und die in der realen Welt keinen Sinn machte.

Ich stand dort draussen an der angenehm kalten Luft und wusste, dass ich jetzt auch kündigen, dieses Gebäude und alles vergessen würde, was dort drin war, mir später an den Kopf fassen und vielleicht mal über diese *Phase* lachen werde. Ich hoffte es. Vorbei war, was nie angefangen hatte. Ich hörte einen befreienden Jubel in mir, fühlte aber auch, dass es nun genau *das* sein würde, was ich werde aushalten müssen. Für mich war dieses Jahr nicht etwas, worüber sich Menschen später amüsieren, es kleinreden, alle Bedeutung absprechen. Es war etwas, woran Menschen noch am Sterbebett denken. Dankbar, dass sie mal alles fühlen durften; auch den Schmerz, und dass diese Fülle in ihnen sie erst lebendig gemacht hatte, sie nicht immer nur durch Routine und Alltagstrott gestampft sind, inmitten dieser banalen, normalen Dinge. Dass sie diese tiefere Wirklichkeit empfunden haben, die es unter Menschen gibt, in der wir jemanden anspruchslos wahrnehmen können. So wie er ist, und dass wir ihn dafür lieben. Auch dann, wenn wir selber nicht aus dieser Tiefe heraus geliebt werden. Der Grund, jemanden nicht mehr zu lieben, weil er nicht dasselbe für uns fühlt, wäre ein sehr schäbiger.

In der Zeit danach spürte ich, dass ich ganz dringend eine Art Versöhnung brauchte, diesen vielgepriesenen Frieden, nach einem bitterbösen Streit. Mit mir selbst, aber ich konnte mir nicht vergeben. Weder meine Liebe noch mein Schweigen, das ironischerweise mein einziger Ausdruck von Liebe für sie war. Es war richtig, und doch war es eine ganz schäbige, einseitige Leistung, für die ich mich auszeichnete und runtermachte. Wie Süchtige, die konsequent werden, eisernen Willen aufbringen und Disziplin beweisen, die widerstehen können, sich aber dafür hassen, widerstehen zu müssen.

Oft hatte ich daran gedacht, sie einfach anzurufen, um es ihr doch noch zu sagen. Sie wäre aus allen Wolken gefallen, es hätte sie befremdet, aber sie hätte wieder auflegen und unbeschwert zur Arbeit gehen können. Feige wäre das gewesen, am Telefon über Liebe zu sprechen, dachte ich. Mutiger wäre, sie um ein Treffen zu bitten, ihr dabei in die Augen zu sehen. Ich hätte die Wahrheit gesagt, meine Wahrheit, wie es sich gehört, und mich genauso anständig wieder verabschiedet. Solche Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich keinen Grund mehr hatte, mich auf die Arbeit zu freuen, und keinen Grund, dort unglücklich zu sein. Überhaupt war ich auf einmal total unterfordert. Alles fiel mir leicht, alles und jeder langweilte

mich. Die Frau, die ihren Platz im Büro eingenommen hatte, ging mir auf die Nerven, weil sie nicht *sie* war, und doch war ich dankbar für sie. Ich konnte ohne Herzklopfen an ihrem Büro vorbeigehen, das nur noch voller Akten und Möbel und nicht mehr bezaubernd war. Ich konnte seelenruhig ins Blaue kündigen und woanders neu anfangen. Woanders. Wo immer das später war, ich dachte immer wieder an sie, was sie jetzt wohl gerade macht, wie es ihr geht, um mich daran zu erinnern, dass es sie gibt.

Sie lebt ihr Leben, dachte ich, liebt und wird geliebt. Das ist ihre Wahrheit. Ich behielt meine damals für mich. Manchmal noch entwarf ich in den ersten Jahren danach einen möglichen Liebesbrief im Kopf, den ich dann doch nicht schrieb. Das wäre am allerfeigsten gewesen und war reines Wunschdenken. Der unerfüllte Wunsch, einen wahren Ausdruck für mich zu finden. Für den Menschen, der ich ihretwegen war, den sie nicht kannte. Das wäre der längste Brief der Welt geworden. *Too much* Worte, kein Gesicht und schon gar keine Taten. Sie hat doch damit gar nichts zu tun. Dieser Gedanke wiederholte sich immer wieder in mir. Nüchtern und vernünftig, während ich mir vorstellte, wie sie jetzt woanders jeden Tag zur Arbeit geht, wo normale Menschen sind, gutgelaunte Arbeitskolleginnen und -kollegen, wie sie abends nach Hause kommt, wo jemand alles über sie weiss, eine neue Sprache nur für sie hat, mit dem sie sich mehr als nur gut fühlt. Diese harmonische Vorstellung von ihr macht für mich Sinn.

Zwei Jahre später sass ich mit meiner Mutter in meinem Wohnzimmer. Wir sprachen über die Liebe.

»Ich glaube, Du erzählst mir nicht alles, was diese Dinge angeht«, sagte sie plötzlich. Ich war Single und dachte auch nicht daran, das zu ändern. Ich versteckte mich vor Männern und Frauen.

»Was meinst Du? Ich bin mit niemandem zusammen. Das würde ich Dir erzählen.«

»Du bist aber verliebt, stimmt's?« Ich war verblüfft, aber die Frage erschreckte mich auch.

»Wie kommst Du darauf?«

»Ich weiss nicht. So ein Gefühl. Es kommt mir manchmal so vor, als ob Du eine Weile schon irgendwie trauerst. aber nichts davon erzählen willst. So kenne ich Dich gar nicht. Gestorben ist auch niemand, also glaube ich, dass es um Liebe geht.«

»Trauern?«

»Ja, oder Liebeskummer.« Ich schwieg, weil ich nicht wusste, was ich sagen sollte.

»Wir sprechen immer über alles, aber über diese Dinge sprichst Du nicht mehr mit mir. Warum?«

»Ja, weil es niemanden gibt und ich anderes im Kopf hab.« Ich räumte unsere ausgetrunkenen Kaffeegläser weg. In der Küche erfasste mich Panik. Am schwersten war es, mit meiner Mutter *nicht* darüber zu reden. Sie kannte mich zu gut. Ich hatte angenommen, dass es mir bei ihr auch gelungen war, mir nichts anmerken zu lassen, während sie in Wahrheit darauf wartete, dass ich es ihr von selbst erzählte.

»Möchtest Du noch einen Latte Macchiato?« rief ich aus der Küche.

»Ja bitte, ich nehme noch einen.« Ich liess mir Zeit, die Milch aufzuschäumen, bevor ich wieder zurück ins Wohnzimmer ging und das Glas vor sie hinstellte.

»Kenne ich den Mann?« fragte sie. Ich setzte mich wieder neben sie hin. In meinem Kopf drehte sich alles.

»Mama, bitte! Es gibt nichts zu erzählen. Da war nichts!« Sie nahm das Glas in die Hand und stellte es wieder hin, ohne daraus zu trinken.

»Dann bist Du also doch verliebt?« Ich konnte nichts als schweigen, weil ich sie nicht belügen wollte.

»Also doch!« sagte sie. »Mein Gefühl war richtig. Ich kenne Dich doch.«

Aus mir kam ein schwerer Seufzer nach dem anderen. Von selbst, unkontrolliert. Meine Atmung schien unregelmässig. Es hatte doch keinen Sinn, jetzt eine Wahrheit auszusprechen, die später vielleicht gar nicht mehr aktuell sein würde. Wenn es dann doch die klassische Version von Mann & Frau wird. Die einzige Version, die sich meine Mutter vorstellen konnte.

Plötzlich fiel mir etwas ein, was ich schon längst vergessen hatte, was auf einmal derart präsent wurde, dass mir die Luft wegblieb. Meine Panik verstärkte sich. Es war schon Jahre her, lange vor meiner *Trauer*, dass meine Mutter einen Liebesbrief von einer Frau bekommen hatte. Einer Frau, die wusste, dass meine Mutter verheiratet war. Aus diesem Brief las sie mir und meinem Vater vor. Wir haben ziemlich darüber gestaunt. Mein Vater lachte. Ich erinnerte mich daran, dass meine Mutter sich von dieser Liebeserklärung eher beleidigt und nicht geschmeichelt fühlte. Über diese Frau sprach sie wie über einen kranken Menschen, für den sie Mitleid hatte. Sie reagierte nicht auf den Brief und warf ihn weg. Vermutlich auch, um den Gedanken daran wegzuworfen, dass das, was in dem Brief stand, möglich wäre, und dass es was wert sein könnte.

„*Dass mir das gleich zwei Mal im Leben passiert!*“ sagte meine Mutter damals. Da erfuhr ich, dass sich schon mal eine Frau in sie verliebt hatte. „*Da warst Du noch klein. Es gab da eine Arbeitskollegin, die bei uns zu Besuch war. Spätabends tranken wir beide auf dem Sofa noch*

was zusammen. Dein Vater war nebenan schon im Bett. Du schiefst in Deinem Zimmer. Und da ist sie aus heiterem Himmel wie eine Verrückte über mich hergefallen!“ So beschrieb es meine Mutter. *„Die war nicht normal! Ich musste Deinen Vater rufen. Sie liess nicht locker. Er zerrte sie von mir weg und wir mussten sie rauswerfen. Ganz verrückt war das!“* Sie lachte später darüber, aber ich konnte mir vorstellen, dass es nicht lustig war. *„Du bist auch wach geworden“*, erzählte sie, *„bist aufgestanden und wolltest wissen, was mit der Frau los ist. Wie hätten wir Dir sowas erklären sollen? Ich war drauf und dran, die Polizei zu rufen! Weisst Du das vielleicht noch?“* Nein, ich konnte mich nicht mehr an sowas aus meiner Kindheit erinnern.

Und ausgerechnet jetzt wusste ich das alles wieder? Was für ein beschissen gutes Gedächtnis ich doch habe! Ich konnte alles wieder abrufen, gerade jetzt, als meine Mutter mit mir auf dem Sofa sass und darauf wartete, dass ich mit ihr über Liebe sprach. Über meine *verrückte* Liebe. Schon wieder diese bittere Ironie des Lebens. Ein *Haha* für Zuschauer, während ich nur *Oh mein Gott!* denken konnte.

»In wen bist Du also so unglücklich verliebt?« fragte sie wieder.

»Das ist schon lange vorbei. Sobald ich mich glücklich verliebe, erzähl ich's Dir dann, okay?«

»Das muss ja ein toller Mann gewesen sein. Ich weiss ja, wie anspruchsvoll Du bist.« Ich vergrub mein Gesicht in den Händen. *Ich kann nicht mehr*, dachte ich wieder.

»Ich sehe doch, dass Dich das immer noch mitnimmt! Sag mir jetzt, wer der Mann war!« Ich hielt es nicht mehr aus. Ich verlor die Fassung und begann drauflos zu sprechen.

»Es war...«, dann stockte meine Stimme. Die Tränen kamen mir. Ich versuchte, sie zu unterdrücken.

»Sag's doch endlich. Rede mit mir«, sagte meine Mutter. Wir sahen uns für einen Moment nur still in die Augen. Ich hielt ihrem Blick stand. Dann musste ich mich abwenden. Irgendwo anders hinsehen. Nochmal tief ein und ausatmen.

»Es war... eine Frau«, sprach ich, wie in einem Anfall von Schwindel, den ich im Kopf erlebte. Ich sagte es vor mich hin, riss mich zusammen und schaute meine Mutter an.

»Eine *Frau...*«, wiederholte sie. Aus ihrem Mund klang es wie nach einer anderen Spezies.

»Ja, eine Frau«, wiederholte ich. Sie sah mich an, als wäre ich plötzlich ein grosses, unlösbares Rätsel, mit dem sie sich jetzt würde beschäftigen müssen. Abrupt wandte sie ihren Blick ab. Zum Fernseher, der nicht lief. Als schien sie uns beide dort anzusehen, wie wir uns auf dem Bildschirm spiegelten. Sie zog ihre Lippen zusammen. Das tat sie immer, wenn sie

besorgt oder von irgendwas oder irgendwem verletzt wurde. Ihr Schweigen war ein gefühlt langes Schweigen.

»Dann ist es eben eine *Frau*«, sagte sie, genauso abrupt wie sie weggesehen hatte. Sie schaute mir wieder in die Augen. Milde, wie liebende Mütter das tun, auch wenn ihre Kinder gerade ziemlich was ausgefressen haben.

»Weisst Du noch, diese beiden Frauen, die in Dich verliebt waren?« Ich musste das ansprechen, weil ich ihrem milden Blick nicht glaubte.

»Welche Frauen?« Sie schien entrückt, immer noch dabei, das Rätsel – ihre Tochter – lösen zu wollen. Ich sah ihr an, wie sie überlegte, dann fiel es ihr wieder ein.

»Ach, *diese* Frauen!«

»Ja, diese Frauen. Du hast damals ziemlich abfällig von ihnen gesprochen.«

»Ach, Kind!« rief sie aus. Auch sie stieß jetzt einen tiefen Seufzer aus. Mit einer Hand ergriff sie das Glas auf dem Tisch, drehte es aber nur vor sich hin. Noch immer hatte sie keinen Schluck von ihrem Latte Macchiato genommen.

»Hast Du mir deswegen nichts erzählt?« fragte sie.

»Nein, das fiel mir gerade erst wieder ein.«

»Ich hab das längst vergessen.«

»Das war doch eine Arbeitskollegin, die verliebt in Dich war.«

»Ach, die war doch nicht verliebt. Die war total verrückt, vulgär! Die hat bei uns nur ausgeholfen und war nicht lange da. Ich glaube, die wollte einfach nur neue Dinge ausprobieren, schockieren, was Verrücktes tun.«

»Und ich bin nicht verrückt?«

»Nein, das bist Du nicht.«

»Ja, das sagst Du jetzt nur, weil ich Deine Tochter bin.«

»Damals war ja auch eine andere Zeit. Heute denken die Leute anders drüber. Auch ich werde jetzt anders drüber denken.«

»Und wie?«

»Na, aufgeschlossener, weiss ja zu wenig drüber. Geht wohl den meisten so, dass sie es erst kennenlernen und verstehen müssen. Du bist mein Kind, und ich will, dass Du glücklich bist. Egal mit wem.«

Sowas zu hören, hatte ich von meiner Mutter nicht erwartet, jedenfalls nicht so abrupt. Es berührte mich tief und ich kämpfte mit den Tränen. Ich war erleichtert und dankbar, aber ich wusste auch, dass sie das alles mehr verdauen musste, als sie zugeben wollte. Mir ging es ja damals auch nicht anders.

»Und was war jetzt mit dieser Frau?« fragte sie.

»Gar nichts. Ich hab ein Jahr lang mit ihr am selben Arbeitsplatz gearbeitet und mich verliebt. Dann war sie weg. Sie hat das nie erfahren.«

»Wann war das?«

»Vor zwei Jahren.«

»Was? Zwei Jahre ist das schon her? Also insgesamt drei?«

»Ja.«

»Moment... Ich war doch dort, hab Dich mal besucht, an Deiner letzten Stelle?«

»Ja. Du hast sie kurz bei mir im Büro angetroffen.«

»Die freundliche Rothaarige?«

»Ja, das war sie.« Ich konnte sehen, wie meine Mutter in Gedanken einen Film zurückspulte. In diesem Augenblick fiel mir auf, dass sie davor und später nie an meinem Arbeitsplatz war. Wir trafen uns immer ausserhalb. Ihr einziger Besuch war dort, und sie hatte ihn nicht angekündigt. Sie stand auf einmal vor der Tür, was mich damals ziemlich nervös gemacht hatte.

»Du hast ihr also nichts gesagt? Nie sowas wie ein Zeichen gegeben?« fragte sie wieder.

»Ich bin ja nicht verrückt.« Mir kam meine kreative Messerarbeit wieder in den Sinn. Diese schreckliche Nacht, die sich zu meinem Glück nie mehr wiederholt hatte, und von der meine Mutter nie je etwas erfahren durfte.

»Aber vielleicht hat sie auch...«

»Nein, Mama! Sie hatte gerade erst einen Mann geheiratet, ganz konventionell. Wir haben uns nur gut verstanden.« sagte ich. »Und wie ich mich seither fühle ist irgendwie total sinnlos. Hab gedacht, das vergeht wieder, wenn ich sie nicht mehr sehe und höre, aber es holt mich immer wieder ein.«

»Also, wart ihr damals bei der Arbeit auch befreundet?«

»Ja, irgendwie schon. Wir hatten einander auch mal besucht. Aber dann ging ich auf Distanz.«

»Sie war hier? In Deiner Wohnung? Und Du hast nichts gesagt?«

»Nein. Nichts. Ganz normal eben.«

»Du hast also ein Jahr lang dort mit ihr gearbeitet, hast Dich schwer verliebt und die ganze Zeit über kein Wort gesagt. Und sie hat bis heute keine Ahnung von Deinen Gefühlen.« Meine Mutter fasste es auf eine Art zusammen, dass es fast schon romantisch klang, wie in diesen Liebeskomödien, in denen es für alle ein Happy End gibt.

»Was hätte es denn gebracht? Es wäre alles nur noch schlimmer geworden. Wir mussten ja beide dort arbeiten. Ich wollte auch nicht...« Die Stimme versagte mir plötzlich.

»Was wolltest Du nicht?«

»Dass sie so über mich denkt wie Du über diese Frauen damals.« Meine Mutter seufzte wieder tief und umarmte mich.

»Weisst Du, was mich *wirklich* schockiert?« sagte sie plötzlich. Wir lösten uns aus der Umarmung, während sie mich wieder wie ein Rätsel ansah.

»Was?«

»Mich schockiert, dass ich überhaupt nichts gemerkt hab. Das ist ja jetzt schon zwei oder drei Jahre her. Und wie ich sehe, ging das bei Dir wirklich tief, aber ich hab damals nichts gemerkt. Nicht mal, als ich Dich mit dieser Frau im Büro gesehen hab. Du bist meine Tochter. Sowas sollte ich doch merken.«

»Ich will auch nicht, dass Du immer alles merkst«, sagte ich und lächelte vielsagend.

»Ja, ja, schon gut...« Sie lächelte auch, sah mich dann aber prüfend an und schwieg.

»Vielleicht lerne ich wieder einen Mann kennen. Du weisst schon, diesen *tollen* Mann, den Du erwähnt hast.« Wir mussten beide lachen. »Dann wäre das vielleicht irgendwann kein Thema mehr«, sagte ich ernst.

»So wäre alles leichter für Dich«, erwiderte meine Mutter, »aber Du musst vor allem auf Dein Herz hören.«

»Ja, ich weiss«, sagte ich.

»Und Du musst dann reden.«

»Ja, reden.«

Zwei weitere Jahre später erkrankte meine Mutter schwer und starb innerhalb eines halben Jahres. Es war ein Jahr, in dem der Winter länger und kälter zu sein schien, als ich es je erlebt hatte. In ihren letzten zehn Tagen und Nächten wehrte ich mich gegen Schlaf, Hunger und Durst – und gewann auch, aber ich war voller Liebe, voller Worte und Taten. Der Tod liess sich nicht bezwingen. Die Pflegefachfrau, die uns in den dunkelsten Stunden am Sterbebett mit offenem Herzen geholfen hatte, war eine sehr freundliche Rothaarige, an deren Gesicht ich mich nicht mehr deutlich erinnern kann.

Wenn andere Menschen später mit mir über Liebe sprachen, die ich für jemand Bestimmtes gerade in meinem Leben empfand, sagte ich immer dasselbe, ob es nun ein Mann oder auch eine Frau war: „*Ich hab ihn sehr gern*“ oder „*ich hab sie sehr gern.*“ – „*Mehr nicht?*“ – „*Ich weiss es nicht. Bei mir kommt das nicht so plötzlich. Es muss sich erst noch entwickeln.*“ Liebe auf den 1001sten Blick vielleicht... Es waren nicht viele, die sich dieser Herausforderung geduldig gestellt haben. Im Rausch meiner gnädigen Hingabe für sie. Zärtlich, sinnlich und unkontrolliert. Damit Sterne durch ihren Körper und ihre Seele zogen, damit sie sich gut fühlten. Mehr als nur gut. Ich erfüllte mein Potenzial. Von Herzen. Einem, das *Action!* ruft und sprintet, damit es mitkommt und ganz vorne mit dabei sein will. Meinem Herzen aber fehlte es an Ausdauer. Mir fehlten die Sterne in der Seele. Es ging keine neue Sonne in mir auf. Und so riss dieser Geduldsfaden in ihnen, und sie liessen von mir ab. Endlich. Besser so für sie. Uns rennt ja allen die Zeit davon.

Manchmal fragte ich mich, ob es mir gar nicht mehr um einen bestimmten Menschen ging, der mich nicht mehr losliess, oder um jemanden, dem ich erst noch zufällig mal begegnen wollte, sondern vielmehr nur um mein Herz, um diese schier unkontrollierbaren Gefühle in ihm, denen ich nie wieder ausgeliefert sein wollte. Vielleicht war ich bloss egoistisch, nicht romantisch. Kein Softie. Ein Eisklotz, der an der kalten Luft, seinem natürlichen Element, besser zurechtkommt.

Männer und Frauen, die mich hätten lieben können, oder die mich vielleicht nur um der Liebe willen unbedingt lieben wollten, behandelte ich so, wie ich mich selbst behandelte. Mit dieser strengen Zensur, die ich ihnen auferlegte, und sie unter ihrer eigenen Liebe leiden liess. Unter dem grössten Geschenk, das sie für sich und andere in sich tragen. Das ultimative Geschenk, das Menschen für Menschen sein können. Für welches Geschlecht auch immer. Wir müssen uns dafür nicht wie Mannschaften gruppieren und der Liebe neue Namen geben. Sie bleibt dieses *eine* Geschenk, das wir alle für jemanden sein und von jemandem bekommen können. Selbst die, die behaupten, dass es ihnen egal ist, ob das Herz den Kopf und den Körper führt, die sich mit Kopf und Körper allein zufrieden geben, oder mit dem halben, hinterher hinkenden Herzen, um nicht *nichts* zu haben. Auch sie wären und hätten lieber *alles*.

Wie gern wäre ich diese sich verschenkende Liebende gewesen, nicht nur die Geliebte, die sich nicht so recht über das erhaltene Geschenk freuen kann, weil sie sich schuldig fühlt, im Gegenzug kein so vollkommene Geschenk bieten zu können. Immer schien ich nur darauf zu

warten, dass dieser dünne Geduldsfaden reisst, in denen, die mich liebten, dass sie endlich von mir ablassen, weil ich weder gewonnen noch verloren, einfach gar nicht erst gefunden werden kann. Von einem Mann oder einer Frau, die jemanden mit ganzem Herzen verdient haben. In einer Welt, die uns dauernd von der Liebe ablenkt, die unseren Fokus stört auf Menschen, die uns alles sind. Auch auf den Menschen, mit dem wir ständig Selbstgespräche führen, für den wir auch ein Herz haben sollten. Wir müssen so dringend Liebende sein. Für uns und andere. Mit ganzen, randvollen Herzen, die jede und jeder von uns verdient. Denn uns rennt die Zeit davon, während wir viel zu oft nur von Liebe *sprechen* – oder *schreiben*.

„Ich habe Angst zu schreiben. Es ist so gefährlich. Jeder, der es versucht hat, weiss das. Da ist die Gefahr, Verborgenes aufzurühren... und die Welt ist nicht an der Oberfläche, sie liegt in ihren Wurzeln verborgen, in den Tiefen des Meeres. Um zu schreiben, muss ich mich in die Leere stellen. In eine furchtbar gefährliche Leere. Es ist der Ort, an dem ich Blut auswringe. Ich bin eine Schriftstellerin, die diese Schlinge der Worte fürchtet: Die Worte, die ich sage, sind die Worte, die andere verbergen. Welche? Schreiben ist ein Stein, der in einen tiefen Brunnen geworfen wird.“

– Clarice Lispector (1920 – 1977)